

Tages Woche

Freitag 12.02.2016 6. Jahrgang

5-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

07 4001 Basel
T 061 561 61 80



Fasnacht

Die dreyscheenste Dääg
zwischen alten Problemen
und neuem Ärger.

Seite
6

WAGGIS, PEYFFER, PAPPNASSEN

DER STARKE PARTNER FÜR IHRE MEDIAVERMARKTUNG



FÜR SIE MACHEN WIR DRUCK IM PRINT

GEBEN SIE IHRE ANZEIGEN IN BESTE HÄNDE. PROFITIEREN SIE VON UNSEREN ANGEBOTEN IN DER TAGESWOCHEN, BARFI.CH UND ALLEN WEITEREN PRINT UND ONLINE PRODUKTEN IN IHRER REGION. DIE GRÖSSTE ANZEIGENVERMITTLUNG DER NORDWESTSCHWEIZ BERÄT SIE GERNE. TELEFONISCH UNTER 061 366 10 00 ODER PERSÖNLICH AN DER GÜTERSTRASSE 145 IN BASEL.

INHALT

Baschi Dürr FOTO: NILS FISCH



«Der Polizeidirektor hat weniger einen Politiker- als einen Führungsjob.» Baschi Dürr über sein Departement, die kommenden Wahlen und seinen freien Nachmittag.

Seite 15

Kurdenkonflikt FOTO: HILAL SEVEN



Eskalation in Diyarbakir: Reportage aus einer Stadt im Krieg.

Seite 33

Nachtleben FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Kuppel, Acqua, Nordstern, Schiff: Simon Lutz über seine Baustellen.

Seite 38

Maurice Weiss
Bestattungen
Kulturflash
Kultwerk
Zeitmaschine
Wochenendlich
Sie, er, es
Impressum

S. 4
S. 14
S. 41
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46
S. 46

Ausgrenzung

Nach den Ausländern die Armen: Sozial Schwache werden verdrängt und kriminalisiert, schreibt ein Jurist der Skos.

Seite 30



Christian Degen
Chefredaktor

Einfache Fragen als Entscheidungshilfe

Bevor der Fasnachtstrubel beginnt und Sie sich hinter der Larve oder am Cortège verlieren, vergessen Sie nicht abzustimmen. Sie müssen unter anderem über unser künftiges Zusammenleben mit Menschen aus anderen Ländern entscheiden und mitbestimmen, ob unsere Verfassung die Ehe als Verbindung von Mann und Frau definiert.

Dass wir über so wichtige Fragen entscheiden dürfen, ist ein Privileg. Und doch macht meistens nur knapp die Hälfte der Bevölkerung vom Stimmrecht Gebrauch. Wenn rund die Hälfte der Bevölkerung sich nicht für grundlegende Fragen interessiert, sollte sich die andere Hälfte überlegen, wie sie das ändern kann. Und Verweise auf Verantwortung des Einzelnen und Bürgerpflicht bringen da gar nichts.

Einen Ansatz sehe ich darin, dass die Entscheidungsfindung einfacher gemacht wird – etwa über einen Fragenkatalog. Das könnte für die anstehenden Vorlagen so aussehen.

Zur Durchsetzungsinitiative:

- Wollen Sie, dass gewalttätige Ausländer abgeschafft werden?
- Wollen Sie Ausländer grundsätzlich anders behandeln als Schweizer?
- Ist Sozialhilfemissbrauch schlimmer als Steuerbetrug?

Zur «Heiratsstrafe»:

- Finden Sie es falsch, dass Verheiratete steuerlich schlechter gestellt sind als Konkubinatspaare?
- Ist für Sie die Ehe ausschliesslich eine Verbindung zwischen Mann und Frau?
- Ist diese Definition der Ehe für Sie ein absoluter Grundsatz des gesellschaftlichen Lebens in der Schweiz?

Wenn Sie alle Fragen mit JA beantworten, stimmen Sie der jeweiligen Vorlage zu. Wenn nicht, dann schreiben Sie NEIN.

tageswoche.ch/+vb8gn

×

Maurice Weiss

von Michel Schultheiss

Als «doppelter Trommelkönig» sorgte der 14-jährige Maurice Weiss im Januar für eine Sensation. Der Tambour aus Allschwil trommelt, seit er laufen kann – und zwar nicht nur an der Fasnacht.

Ich trommle nur, wenn ich Lust dazu habe.» Das sind keine Starallüren, sondern das Understatement eines Trommelkönigs. Denn sobald Maurice Weiss von der Rätz-Clique seine Trommel umgehängt hat, spielt er unermüdlich wie ein Duracell-Hase. Im Bergsteiger-Kostüm seines Zyschtigszügli, den «Gipfelstürmern», wurde er beim «Offizielle Brysdrumme und -pfyffe» dem Namen seiner Gruppe gerecht: Er brachte den Stadtcasino-Festsaal zum Staunen.

Technik, Rhythmik und Dynamik seiner «Faschtewaie» überzeugten die Jury gleich zweimal, und so schaffte Maurice Weiss die Sensation: Er holte sich beim «Offizielle» sowohl die Krone bei den Jungen wie auch bei den Erwachsenen.

Dabei hatte es der Sekschüler mit erfahrenen «Drummelhünd» zu tun bekommen: «Etwas seltsam war es schon, ein paar meiner ehemaligen Trommellehrer anzutreffen», sagt Maurice Weiss. Bühnenerprobt war er allerdings bereits: Viermal hat der Allschwiler schon das «Offizielle» der Jungen gewonnen – erstmals 2010 als Achtjähriger. Begonnen mit dem «Ruesse» hat er früh: Kaum auf den Beinen, hielt er schon die ersten Schlägel in der Hand. Als Dreijähriger machte er bereits seine ersten Versuche auf dem «Böggli».

Trommeln wie in den USA

Aufgewachsen ist er nämlich in einer Fasnächtlerfamilie. Mutter und Vater sind beide seit Jahrzehnten bei der Rätz; auch Grossmutter, Onkel, Cousin und Cousinen gehören zu den Aktiven. Als Dreikäsehoch wurde er überallhin mitgenommen, wo getrommelt wurde. Bald begann er, das Gehörte nachzuspielen. Schnell einmal hatte er als kleiner «Gnopf» den Arabi intus, ohne die Noten zu kennen.

«Meistens habe ich Lust zum Trommeln, wenn ich am Mittag von der Schule heimkomme», sagt Maurice. Zu seinen Favoriten unter den Fasnachtsmärschen gehören Basel Nord, Ueli und Sodeli. Einen strikten Probeplan kennt er nicht, doch mindestens dreimal pro Woche werden die Schlägel zur Hand genommen. Er spielt im Probekeller der «Rätz-Stadt» unter dem Claraplatz, bei der Trommelschule des Top Secret Drum Corps sowie bei der Knabenmusik.

Weiterlesen, S. 27



Masse zählt mehr als gute Argumente
tageswoche.ch/
+93f6e

Weiterlesen, S. 28



«Ich dachte, dass wir weiter sind»,
tageswoche.ch/
+fv1vm



Doppelter Trommelkönig: Maurice Weiss gewann das «Offizielle» bei den Jungen wie auch bei den Erwachsenen. FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Damit ist er schon weit herumgekommen. Mit seinem Zyschtigszügli hat er schon am «Fasnachtsbändeli» mitgemacht. Ein Höhepunkt war auch die Teilnahme am «Christmas Tattoo», wo er als «Little Drummer Boy» mit dem schottischen Dudelsackspieler Blair Dickinson auf der Bühne stand. Aus der Zusammenarbeit hat sich eine Freundschaft entwickelt: Vorletztes Jahr besuchten Maurice und seine Kollegen Dickinson in Schottland und erlebten vor Ort die «Pipes and Drums».

Noch ist für den Sekundarschüler nicht entschieden, wohin die Reise geht: Gymnasium oder doch lieber eine Lehre? «Am liebsten würde ich weiterhin einfach auf der Bühne stehen und trommeln», sagt Maurice Weiss. Wichtig ist ihm, eigene Projekte zu starten: Zusammen mit Kollegen

hat er vor Kurzem die Formation «Drum Pastic» gegründet. Ziel ist dabei, spektakuläre Tricks zu zeigen, die sich am amerikanischen Showtrommeln orientieren.

Maurice Weiss interessiert sich fürs Show-Trommeln. Am liebsten spielt er aber beim «Gässle».

Das amerikanische Trommeln ist etwas, das er gerne lernen möchte. Denn anders als hier wird dort ausschliesslich auf Snare Drums getrommelt.

Neben dem Trommeln muss auch anderes noch Platz haben: Der Tambour ist auch ein Gamer. Manchmal reichts auch für ein paar Tennisstunden. Momentan ist aber die Schule stressig, lediglich fürs Trommeln hat er immer Zeit. «Und sonst nehme ich sie mir halt», sagt er schmunzelnd.

Bei seinem zeitintensiven Hobby unterstützt ihn sein Vater: «Spass am Trommeln muss sein – es geht nicht darum, etwas hinzumorksen», sagt Raymond Weiss. Trotz Wettkämpfen und technischer Brillanz erinnert er den talentierten Sohn stets daran, die Wurzeln nicht aus den Augen zu verlieren: «Man muss Fasnächtler bleiben», meint er. Das findet auch Maurice: Trotz aller Auftritte und Preise hat er noch immer das abendliche «Gässle» am liebsten.
tageswoche.ch/+tt7j6 ×

Die Cliques-Obmänner Lienhard Meyer (Alti Richtig) und Andy Kurz (VKB) über das Wesen der Basler Fasnacht und die Eigenheiten ihrer Cliques.

«IHR TRAGT EINE KRAWATTE UNTER DEM KOSTÜM»

von Dominique Spirgi

Die Obmänner der traditionellen und bekannten Stammcliques Alti Richtig und VKB haben das Jahr über alle Hände voll zu tun. An der Fasnacht natürlich auch. Allerdings tragen sie dann Schlegel in den Händen, Larven auf dem Kopf und weniger Verantwortung auf ihren Schultern.

Zum Gespräch in der Fasnachtsbeiz Zum Braunen Mutz erscheinen beide ein paar Minuten zu früh. Pünktlichkeit ist die Tugend des Fasnächtlers offenbar nicht nur, wenns am näggschde Mäntig de Morge Vieri schloot.

Wir treffen uns hier im Restaurant Zum Braunen Mutz. Kehren Sie auch während der Fasnacht hier ein?

Andy Kurz: Es ist eine der nicht mehr allzu zahlreichen übrig gebliebenen guten Fasnachtsbeizen im Grossbasel. Wir legen hier regelmässig einen Halt ein, sei es während des Cortèges oder am Abend.

Lienhard Meyer: Auch die Alti Richtig kommt hierher. Es gibt tatsächlich nicht mehr allzu viele Fasnachtsbeizen. Dazu kommt, dass die Fasnacht geografisch immer mehr zusammenschumpft, sodass sogar der Braune Mutz fast schon zum

Lokal an der Peripherie wird. Heute konzentriert sich alles mehr oder weniger auf das Bermuda-Dreieck zwischen Schlüssel und Schnabel.

Kurz: Auch im Kleinbasel gäbe es ein paar gute Beizen, die sich zum Teil aber auch schon früh leeren.

Die Vereinigten Kleinbasler VKB sind, wie der Name sagt, eine Kleinbasler Clique. Sie sollten doch Ihren Stadtteil hochhalten?

Kurz: Das Kleinbasel ist wichtig für uns, wir bemühen uns auch, das zu pflegen. Wenn wir am Mittwochabend aber die ein-



OSLEY

57



Im Spiegel der Schaufenster: Die Bilder auf diesen Seiten wurden durch die Scheiben von Basler Geschäften geschossen.

zige Clique sind, die durchs Kleinbasel gässelt, dann macht das keinen Spass. Wir haben uns unter den Kleinbasler Cliquen zumindest so weit arrangiert, dass wir am Montag bis elf oder zwölf Uhr im Kleinbasel bleiben. Und selbstverständlich marschieren wir am Morgestraich im Kleinbasel ab und essen auch dort unser Znacht.

Sie sind Obmänner von traditionellen Stammcliquen. Was hat Sie dazu veranlasst, dieses Amt anzutreten?

Meyer: Die Clique und ein paar halbi Wyssi (lacht). Ich wurde angefragt. Anfangs sagte ich aufgrund weiterer Engagements in anderen Vereinen ab. Als ich dann einen anderen Verein abgab, fand ich: «Ich machs, wenn ihr keinen anderen habt.» Ursprünglich wollte ich neun Jahre bleiben, nun bin ich im elften Jahr angelangt.

Was hat man als Obmann zu tun?

Meyer: An der Fasnacht selber bin ich befreit. Wir haben eine Sujet-Kommission, die heisst bei uns Braintrust, und die organisiert die Fasnacht. Aber das Jahr hindurch habe ich einiges zu tun, von den Vorstandssitzungen über den Kontakt zum Comité bis zu den ganzen «Hundsverlochten», die zwar alle Spass machen, aber doch

jedes Mal einen Abend beanspruchen. Bei mir kommt hinzu, dass ich mich zusammen mit anderen aktiv um die Jungen kümmere: Ich leitete 15 Jahre lang die Trommel- und Pfeiferschule. Jetzt bin ich zwar nur noch Lehrer, aber auch das nimmt einen Abend pro Woche in Anspruch. Im Schnitt setze ich mich das ganze Jahr hindurch einen halben Tag pro Woche für die Clique ein.

«Wenn wir am Mittwochabend die einzige Clique sind, die durchs Kleinbasel gässelt, dann macht das keinen Spass.»

Andy Kurz

Kurz: Das ist bei mir auch so. Man darf nicht vergessen, dass zum Beispiel die Organisation einer Generalversammlung ziemlich aufwendig ist. Hinzu kommen

viele kleinere und grössere Engagements während des ganzen Jahres, die organisiert werden müssen.

Meyer: Genau. Auch wenn man nicht alles alleine macht, muss man doch Leute suchen und finden, die mithelfen.

Kurz: Wir müssen einen neuen Trommelchef suchen, wenn der aufhört, einen Sujet-Obmann und so weiter. Wir sind verantwortlich, dass alle Funktionen besetzt sind und der Karren läuft.

Meyer: Und nach Instruktoren für die Jungen, das ist jeweils ein grosses Problem bei uns. Wir haben das Glück, eine grosse Junge Garde zu haben. Im Moment sind es etwa 90 Kinder. Es ist schwierig, für so viele Kinder genügend Instruktoren zu finden.

Kurz: Als Obmann ist man Koordinator der ganzen Clique, die ja nicht nur aus dem Stammverein besteht. Bei uns gibt es auch noch die Alte Garde. Wir müssen vieles zusammenhalten. Aber ein Müssen ist es ja nicht wirklich. Du hättest das nicht elf Jahre lang getan, wenn es ein lästiges Amt wäre.

Meyer: Natürlich nicht. Ich mache es sehr gerne.

Die Junge Garde der Alte Richtig ist sehr gross. Wie sieht es bei der VKB aus?

Basler Fasnacht

Überholte Rollenbilder erschweren die Nachwuchssuche bei den Pfeifern – besonders bei den Männercliquen.

Buben ans Piccolo!

von Michel Schultheiss

Schon in der Jungen Garde hörte er die Sprüche: «Pfyffe ist doch Mädchenzeug.» Doch davon liess sich Michael Robertson nicht abschrecken: In den letzten Jahren hat er die Basler Pfeiferkunst als Komponist und Arrangeur mitgeprägt. Über 100 Stücke stammen aus seiner Feder. Ein Bub trommelt, ein Mädchen pfeift – mit diesen Rollenbildern kann er gar nichts anfangen: «Ich begreife nicht, warum das mit dem Geschlecht in Verbindung gebracht wird – das ist nichts anderes als ein Klischee.»

Das Klischee hat Konsequenzen für den Nachwuchs. Alain Grimm, Präsident der Basler Mittwoch-Gesellschaft 1907 (BMG), kann davon ein Lied singen: Seine BMG ist keine Stammclique mehr – die Junge Garde der Männerclique wurde sistiert. Das fehlende Prestige des Piccolos bei den Buben hat für ihn mehrere Gründe: «In einer patriarchalischen Familienstruktur wurde früher vorgegeben, wer trommelt oder pfeift – und wer in den Augen autoritärer Trommellehrer nicht gut war, wurde bestenfalls in die Pfeiferschule geschickt», erklärt Alain Grimm. «Das führte natürlich zu einer Abwertung der Pfeifer gegenüber den Tambouren – zu Unrecht.»

Auch der für Frauen einst beschränkte Zugang zur Fasnacht spielt laut Grimm eine Rolle: «Ihnen war vorerst nur das Pfeifen vorbehalten – das Trommeln war noch lange Zeit männerdominiert.» Dieses Bild halte sich bis heute hartnäckig.

Pfyffer sind schneller mit dabei

Zur Tradition kommen Phänomene unserer Zeit: Viele Eltern ziehen es heute vor, ihre Töchter und Söhne in der gleichen Clique unterzubringen – das vereinfacht die Organisation des Familientags.

Manche Männercliquen haben sich daher geöffnet – so die Vereinigten Kleinbasler (VKB), bei denen seit 2004 Mädchen und Frauen mitspielen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war der Pfeifermangel, bestätigt Severin Obertüfer, Obmann der Jungen Garde: «Im Stamm gibt es momentan doppelt so viele Tambouren wie Pfeifer.» Auch bei den Jungen sei der musikalische Gendergap spürbar: Unter sieben Anmeldungen für die Pfeiferstunden sei meistens nur ein Bub. Umgekehrt

sei das Verhältnis ähnlich: Bei den 17 Tambouren «ruesse» drei Mädchen mit.

Sowohl in den 29 gemischten wie auch in den verbliebenen sieben Männercliquen macht man sich Gedanken, wie man mehr Buben vom Piccolo überzeugen könnte. Einen Lösungsansatz sieht Severin Obertüfer im Argument, dass ein Pfyffer viel schneller mitspielen kann, während ein Tambour ein paar Jahre im Vortrab mitmarschiert. «Damit können wir die Buben manchmal ködern», erklärt Obertüfer.

Es braucht Umdenken und Vorbilder

Einen anderen Ansatz verfolgt die Männerclique von Michael Robertson, die Basler Bebbi. Nach einer Durststrecke vor ein paar Jahren entdeckten sie das «Offizielle Brysdrumme und -pfyffe» als Ansporn – mit Erfolg: «Erstmals seit Jahrzehnten konnten wir eine Gruppe der Jungen hinschicken», sagt Robertson.

Auch bei der Mittwoch-Gesellschaft will man nicht schwarz malen: «Krisen bringen immer auch wieder innovative Ideen hervor», sagt Alain Grimm. Die BMG hat das Problem so angepackt, dass sie Erwachsenenkurse anbietet. Dort liegt grosses Potenzial brach: «Es ist falsch, zu glauben, dass man nur als Kind mit Fasnacht beginnen und ein Instrument erlernen kann», sagt Grimm. So soll auch dieses Jahr wieder «Die erschti Lektion fir Erwaggseni» auf dem Barfi stattfinden.

Vor allem aber sei ein generelles Umdenken vonnöten, sagt Alain Grimm: «Das Bild, dass Pfeifen etwas Weibliches oder etwas Schwaches sei, muss aus den Köpfen verschwinden.» Dazu brauche es aber Vorbilder. Für Trommler gibt es bereits das Top Secret Drum Corps. Vielleicht bräuchte es ein Pendant aus Pfeifern.

Diesem Gedanken kann auch Michael Robertson etwas abgewinnen: «Zwar sind viele Virtuosen an den Vorfasnachtsveranstaltungen zu hören, meist aber in zusammengewürfelten Gruppen.» Eine allgemeine Schule für eine Art «Showpfyffe»? In seinen Augen eine durchaus interessante Idee. tageswoche.ch/+9g0vq x



FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Kurz: Mittlerweile ist sie auch wieder schön gross: Etwas über 70 Junge werden Fasnacht machen.

«Unter unseren 30 jungen Pfeiferinnen und Pfeifern sind gerade mal zwei Buben zu finden.»

Lienhard Meyer

Sie sagen, sie ist wieder gross geworden. Haben Sie eine Baisse durchlebt?

Kurz: Wir hatten bis vor elf Jahren, bevor wir die VKB für Mädchen und Frauen öffneten, ein massives Problem bei den Pfeifern. Wir hatten nur noch knapp 35 Buben bei den Jungen, zwei Drittel bis drei Viertel davon Trommler. Mit den Mädchen können wir nun aus einem doppelt so grossen Potenzial schöpfen. Alle Väter in der VKB, die früher ihre Töchter in eine der klassischen gemischten Cliquen schicken mussten, können ihre Mädchen nun bei uns

weiter auf Seite 10 ►



«Wir haben nicht mehr Burckhardts, Christs und Vischers als andere Cliquen.»

Lienhard Meyer

► unterbringen. Das hat viel gebracht. Reine Männercliquen haben grosse Mühe mit den Pfeifern. Ich weiss nicht, wie das bei euch ist. Ihr habt zwar eine gemischte Junge Garde, beim Stamm seid ihr ja aber nach wie vor nur Männer.

Meyer: Bei uns treten die Mädchen mit 18 Jahren in die Junte über – sie sind die grösste reine Frauenclique in Basel – und die jungen Männer kommen zu uns in den Stamm. Auch wir haben grosse Probleme mit dem Pfeifernachwuchs. Irrtum vorbehalten sind unter den 30 jungen Pfeiferinnen und Pfeifern gerade mal zwei Buben zu finden. Wir bei den Alten müssen uns mit Quereinsteigern helfen. Wir organisieren immer Pfeiferkurse für Erwachsene.

Aber auch die Alte Richtig hatten früher Probleme mit dem Nachwuchs?

Meyer: Es gab eine Zeit, als wir uns zu wenig um den Nachwuchs gekümmert haben. Wir haben dann die Junge Garde besser organisiert, eigene Obleute und einen Vorstand eingesetzt. Das bedeutet viel Engagement, ist aber sehr befriedigend, zum Beispiel, wenn wir Alten am Mittwochabend an der Bäumleingasse den Riesenzug unserer Schnuffer und Schnoogge ankommen sehen.

Jetzt haben wir viel über Gemeinsamkeiten gesprochen, es gibt aber auch Unterschiede zwischen Ihren beiden Cliquen. Herr Kurz, wie würden Sie die Alti Richtig charakterisieren?

Kurz: Das ist eine schwierige Frage. Ich nehme die Alti Richtig als eine sehr traditionelle Clique wahr, die auch spezielle Traditionen pflegt. Da gibt es doch einen Anlass mit den roten Socken?

Meyer: Du meinst die Wollsocken. Die hatten wir letzten Samstag eben erst an. (An der Sujet-Vernissage im Cliquenkeller trägt man als aktives Mitglied Wollsocken. Einst diente das der Vorbeugung von Erkältungen. Heute wird die Sockenpflicht als skurrile Tradition weitergepflegt, Red.)

Kurz: Ich glaube, ihr seid ein sehr verschworener Haufen. Die Mitglieder der Alte Richtig sehen sich gerne als Teil dieser Clique. Ich nehme sie als Clique wahr, die gerne in grauen, uniformartigen Kostümen unterwegs ist. Ihr tragt am Morgestraich keine Kopflaternen, aber eine Krawatte unter dem Kostüm. Vielleicht kommt das daher, dass viele eurer Mitglieder Akademiker sind. Es ist unter dem Strich eine Clique, die mit der Basler Fasnacht stark verwurzelt ist, ihre Eigenheiten pflegt und sich von aussen nicht davon abbringen lässt. Das gefällt mir an euch.

Stimmt dieses Bild von Andy Kurz?

Meyer: Dass wir alle gerne in der Alte Richtig Fasnacht machen, stimmt ganz sicher. Aber das ist wohl bei jeder Clique so, in der man gross geworden ist. Es gibt einige Klischeevorstellungen über uns, die zum Teil wahr sind, zum Teil weniger. Die grauen Kostüme, die man uns als Prinzip andichtet, haben ihren Ursprung in den legendären Napoleon-Kostümen in den 1970er-Jahren. Aber es ist schon so, dass wir selten farbige Kostüme haben. Was Andy Kurz nicht genannt hat, ist das Klischee, dass wir eine Daig-Clique sind.

Kurz: Jetzt, wo du es selber sagst ...

Meyer: Das stimmte bis vor 30 oder 40 Jahren zum Teil, heute aber nicht mehr. Wir haben nicht mehr Burckhardts, Christs und Vischers als andere Cliquen. Das liegt vielleicht auch daran, dass wir früher einige Abspaltungen hatten. Vermutlich die meisten Cliquen, die «Schnuffer» oder «Schnoogge» im Namen tragen, waren ursprünglich Abspaltungen von uns oder Abspaltungen von Abspaltungen. So hat sich der Daig schön verteilen können.

Tragen Sie tatsächlich Krawatten unter den Kostümen?

Meyer: Es ist keine Pflicht, aber es gibt einige, die grundsätzlich eine Krawatte tragen. Mehr möchte ich nicht dazu sagen. Wenigstens bis zur Fasnacht nicht.

Ist die Alti Richtig eine versnobte Clique?

Meyer: Das nicht, auch wenn es durchaus ein paar Mitglieder gibt, die dieses Image gerne pflegen. Unter dem Strich versuchen wir aber, das ironisch zu brechen.

Jetzt aber möchte ich Sie bitten, die VKB zu charakterisieren.

Meyer: Als Kind habe ich die VKB immer als die riesengrosse Clique wahrgenommen. Dann kamen die fasnächtlichen Schlagzeilen mit der Öffnung für Frauen und der grossen Abspaltung. Die VKB hat musikalisch einen guten Ruf, das darf man neidlos sagen.

Kurz: Danke schön.

Sie haben die musikalische Qualität der VKB hervorgehoben. Am diesjährigen Preistrommeln und -pfeifen war sie der grosse Abräumer. Die Alti Richtig taucht hier schon gar nicht auf.

Meyer: Dieses Jahr war einer unserer Jungen mit dabei.

Kurz: Eigentlich ist es erstaunlich, wenn man daran denkt, dass ihr mit Frutz Berger einst jemanden in euren Reihen hattet, der



«Die Fasnacht ist kein Trommel- oder Pfeiferwettbewerb. Es gibt keine Stammcliquen, die schlecht klingen.»

Andy Kurz

noch heute in jedem Basler Trommlerkopf präsent ist. (Anm.: Der legendäre «Drummel-Dogger» Fritz Berger, genannt Frutz, 1895–1963, ist der Gründer der Alte Richtig und Erfinder der verbreiteten Bergerschen Trommel-Notenschrift.)

Meyer: Zu den Zeiten mit Frutz war die Alti Richtig sicher eine der trommlerisch besten Basler Cliquen.

Kurz: Wenn man nicht am Preistrommeln dabei ist, heisst das ja nicht automatisch, dass man nicht gut trommelt.

Meyer: Wir sind nicht schlecht, aber wir haben nicht die Trommler und Pfeifer in unseren Reihen, die beim Preistrommeln brillieren. Es ist eine eigene Art des Trommelns an diesen Wettbewerben, das man auf der Strasse nicht hört. Und am Drummeli treten wir nicht mit einem schwierigen Trommelmarsch, wie dem Gorilla, an.

Die Alti Richtig trommelt auch in einem langsameren Takt als andere Cliquen. Woran liegt das?

Meyer: Das liegt sicher auch daran, dass wir keine Alte Garde haben. Bei uns kommst du mit 18 Jahren in den Stamm und bleibst, solange du kannst und willst. Das ist ein bewusster Entscheid. Die ältesten Trommler wechseln mit etwa 80 Jahren in den Vortrab.

Die VKB gehört musikalisch zur Spitze. Legen Sie darauf besonders viel Wert?

Kurz: Das Musikalische ist ein wichtiger Bestandteil, den wir entsprechend pflegen. Wir legen viel Wert auf die Ausbildung unserer Jungen, auf unsere Auftritte am Drummeli und in diesem Jahr am Charivari – das war schon immer so. Das gesellige Zusammensein, das Sujet und seine Umsetzung an der Fasnacht sind aber ebenso wichtig. Natürlich gibt es andere Stammcliquen, wie die Alte Stainlemer, die beim Sujet einen grösseren Aufwand betreiben, die mit riesigen Installationen unterwegs

Online



Wie jedes Jahr berichten wir ab der Nacht zum Montag rund um die Uhr über die Fasnacht. Hier finden Sie Berichte, Bilder und Videos: tageswoche.ch/+i5p5j

sind, was bei uns zwar auch vorkommen kann, aber nicht unbedingt jedes Jahr.

Die von Ihnen genannten Alte Stainlemer haben an den Nachmittagen auf der Route auch schon überhaupt nicht getrommelt und gepfiffen.

Kurz: Das war bei uns auch schon ein Thema, aber viele wollen jeweils nicht aufs Trommeln und Pfeifen verzichten. Bei uns ist es die Mischung aus diversen Komponenten, die stimmen muss. Es kann aber durchaus sein, dass in Zukunft auch die VKB für einmal auf das Musizieren am Cortège verzichten wird. Es muss sich ergeben und passen.

Meyer: Die Fasnacht verändert sich. Wir waren Anfang der 1990er-Jahre als Kinderzügli unterwegs, mit Larven, die im Kindergarten hergestellt worden waren und mit Waschmittel-Trommeln und Piccolos aus Karton. Damals ging ein Aufschrei durch Basel, das sei unfasnächtlich.

Kurz: Heute würde sich niemand mehr darüber aufregen.

Meyer: Ich wollte damit aber nicht sagen, dass wir keinen Wert aufs Musikali-

sche legen (lacht). Wir haben sehr gute Instruktoren, die uns in den letzten Jahren halfen, das Niveau zu steigern.

Kurz: Ich finde es nicht gut, wenn man zu sehr zwischen musikalisch guten und weniger guten Cliques unterscheidet. Die Fasnacht ist kein Trommel- oder Pfeifer-Wettbewerb. Es gibt keine Stammvereine, die schlecht klingen. Es gibt Cliques, die auf der Bühne mehr brillieren als andere. Und dann gibt es Cliques, die mit Wahnsinns-Zügen an der Fasnacht mehr Aufmerksamkeit erlangen. Das sind doch letztlich Zeichen für eine Vielfalt, die gut ist.

Das Wesen der Fasnacht unterliegt Änderungen, ist aber letztlich doch sehr einer Tradition verbunden.

Meyer: Es sind Kleinigkeiten, die sich stetig ändern. Früher trommelten wir als Junge am Donnerstagmorgen so lange, wie wir durchhielten. Heute ist der Ändstraich um 4 Uhr sakrosankt. Früher ging man am Fasnachtsdienstag zur Arbeit, heute ist es der lebendigste Tag.

Veränderungen stossen noch immer auf Skepsis: In einem Zeitungs-

bericht Alt-Comité-Obmann Felix Rudolf von Rohr enerviert über die Grossverteiler geäussert, die Indianer- und Prinzessinnenkostüme sowie Pappnasen verkaufen, und dass die Kinder nicht mehr im Waggis- oder Ueli-Kostüm am Strassenrand stehen. Teilen Sie diese Skepsis?

Meyer: Prinzessinnen-Kostüme gab es schon vor 40 Jahren. Kleine Kinder dürfen an der Fasnacht tragen, was sie wollen, und auch geschminkt sein. Natürlich passt ein Waggis oder ein Ueli besser an die Fasnacht als ein Batman. Aber als störend empfinde ich das nicht.

Kurz: Wir müssen uns vielleicht auch an der eigenen Nase nehmen. Wenn Stammcliques, die in Sachen Kostümierung Vorbilder sein sollten, in Ganzkörper-Parisern herumgehen, dann hat das mit Kostümtraditionen ebenfalls nichts zu tun. In meinen Augen ist es nicht schlimm, wenn Kinder in anderen Kostümen an die Fasnacht gehen. Das ist letztlich ein Zeichen für den Wandel der Zeit.

weiter auf Seite 13 ►



Vor der Fasnacht beschäftigen sich Traditionswächter mit Pseudo-Problemen: Dürfen Detailhändler Cowboyhüte und Indianerfedern verkaufen?

Hört auf zu jammern, ihr Pappnasen!

von Marc Krebs

Auf dem Land tobte die Fasnacht, in Deutschland der Sturm (und dazwischen der Karneval). Und in Basel-Stadt sorgte man sich über die Auswüchse, die in den Regalen der Detailhändler zu finden sind: Cowboyhüte, Indianerfedern, Schminkfarben. Dürfen Coop und Migros in der Stadt, die die einzig wahre Fasnacht erfunden hat, solche No-Gos verkaufen?

Das fragte sich bisher niemand. Aber die «Schweiz am Sonntag» war sich nicht zu schade, ein Empörungstückchen aufzuführen. In der Hauptrolle: alt Comité-Obmann Felix Rudolf von Rohr als Wächter der Basler Fasnachtstugenden (andere würden sagen: als Harlekin), der sich über das Fasnachtssortiment aufregen mag.

Auf die Schminke in den Stadtläden hingewiesen, lässt er sich in der «SchwamS» mit den Worten zitieren: «Das ist total lätz und macht die Bemühungen, den Menschen die Basler Fasnacht näherzubringen, zunichte.» Abgesehen davon, dass selbst mir als Ostschweizer auffällt, dass die Formulierung «total lätz» völlig lätz klingt und die Bemühungen vieler Urbasler zunichte macht, uns den reinen Dialekt näherzubringen, finde ich diese alljährlichen dogmatischen Warnrufe der Berufsfasnachtler ermüdend.

Die Verfechter dieser schönen Basler Tradition stehen sich selber auf dem Fuss, wenn sie vor den drey scheenschte Dääg immer wieder aufs Neue den Mahnfinger erheben und vor allen möglichen Verfehlungen warnen.

Eine Brasilianerin mit Cowboyhut

Dabei schwingt eine «Die Fasnacht gehört uns»-Attitüde mit, die sich mit der liberaldemokratischen Haltung beisst, mit welcher sich die Berufsbasler sonst so gerne brüsten. Und man könnte meinen, dass ein Allschwiler Fasnächtler sich gefälligst nicht in der Stadt mit Spassartikeln eindecken dürfe. Vermutlich aber sorgt sich Felix Rudolf von Rohr um was anderes als den Allschwiler Gastfasnachtler. «Fremde Kulturen gehören nicht zur Basler Fasnacht», sagte er schon 2012 in einem Interview.

Was ist das Problem?

Der Mann fürchtet unter anderem, dass Migranten durch das Fasnachtsangebot der Detailhändler fehlgeleitet würden. Sprich: Die brasilianische Zuwanderin könnte meinen, dass man sich als Zuschauerin einen schillernden Cowboyhut aufsetzen soll. Na und? Sollte die Lust am Kreativem, am Verkleiden nicht zunächst einmal grundsätzlich begrüsst werden? Sie markiert den Einstieg in die Fasnachtkultur. Und dieser Einstieg ist nicht für jeden gleich erschwänglich.

Sollte sich ein Besucher nun tatsächlich eine Pappnase aufsetzen, wird er von alleine merken, dass andere darüber ihre echte rümpfen. Spätestens dann, wenn ihm ein Waggis eine Orange auf die Rübe knallt.

Doch kein Grund zur Panik, noch ist Basel weit von einer Karnevalsstadt entfernt. Angst machen sollte den Oberen nicht die Unterwanderung, sondern vielmehr die Überalterung. Das manifestiert sich auch in der verkrusteten Haltung.

Die Fasnacht ist kein Museum, sondern eine Tradition, die sich ständig weiterentwickelt.

Statt zu jammern, sollten sie sich freuen, dass die Fasnacht gerade auch Migrantinnen und Migranten animiert und integriert. Mit der Pracht, Kreativität und Stimmung lässt sich der Eigensinn der Fasnacht transportieren, was sie ist und was sie bedeutet. Aber Verbotsschilder? Davon gibts doch in Basel schon genug.

Kommt hinzu, dass die Fasnacht kein Museum ist, sondern eine Tradition, die sich ständig weiterentwickelt. Vor 100 Jahren gabs noch keine Künstlerlarven. Und in 50 Jahren? Gibts hoffentlich noch genügend Köpfe, die sich eine aufsetzen wollen. Um das sicherzustellen, sollten sich die Berufsfasnachtler darauf konzentrieren, Zugewanderte zu begeistern und behutsam an der Hand zu nehmen. So wie das Eltern

machen, die mit ihren Kindern an den Cortège pilgern.

Schauen Sie sich an den beiden Cortèges einmal um sich: Wie leer wäre es am Strassenrand ohne Migranten, ohne Touristen? In jeder (Migranten-)Familie, die sich ins Getümmel stürzt, sind potenzielle Cliquesmitglieder zu verorten. Das sollten sich die Wächter der Tradition vor Augen halten, statt sich darüber aufregen, dass Fasnachtsschminke in lokalen Geschäften feilgeboten wird.

Lust wecken statt Regeln predigen

Abschliessend betrachtet gibt es für die Lösung dieses Konflikts nur drei Möglichkeiten:

1. Das Comité lanciert eine Durchsetzungsinitiative, auf dass der Basler Fasnachtscode in der Verfassung verankert wird. Verkauft ein Geschäft künftig eine Pappnase (Ausnahme: Zauberlädeli), kann der Betreiber sofort aus der Stadt ausgeschafft werden. Ein Rayonverbot erhält zudem jeder Mann, der an der Basler Fasnacht mit geschminktem Gesicht erwischt wird (Ausnahme: Er kann sich als Mike Shiva ausweisen).
2. Man sieht von einer Durchsetzungsinitiative ab und kümmert sich um die wahren Probleme. Zum Beispiel um den Nachwuchs. Denn der kommt nicht, weil man pedantisch auf Regeln rumreitet – diese sollte man en passant vermitteln. Der Nachwuchs kommt in erster Linie, weil man die Lust geweckt hat, mitzuwirken. Von daher sollen sich die Dogmatiker in ihren Elfenbeinkostümen doch besser fragen, wie sie die Fasnachtkultur in die Zukunft retten wollen. Und mit wem.
3. Wir lassen das mit dieser Fasnacht: Mer mache dicht.

tageswoche.ch/+00158

×



► Meyer: Wenn ein Kind in die Junge Garde kommt, dann ist auch das Prinzessinnen-Kostüm passé.

Kurz: Es sind Kinder ohne aktiven Faschnachtsbezug, die sich solche Kostüme wünschen, die es in der Rhybrugg für wenig Geld zu kaufen gibt. Darüber aufregen kann ich mich nicht.

«Die Grünfahlgasse rund um die <Mitte> meiden wir. Mich stört, dass hier der Respekt gegenüber uns aktiven Fasnächtlern nicht vorhanden ist.»

Andy Kurz

Meyer: Ich habe mehr Mühe mit der Stimmung, die rund um das Unternehmen Mitte herrscht an der Fasnacht, mit jugendlichen Zivilisten, die stark alkoholisiert und zum Teil aggressiv auf Cliques losgehen,

was wir selbervor zwei Jahren erlebt haben. Wir haben deshalb unseren Halt an der Grünfahlgasse gestrichen.

Kurz: Auch wir meiden diesen Ort. Mich stört, dass hier der Respekt gegenüber uns aktiven Fasnächtlern nicht vorhanden ist. Es ist schade, dass dies so gekommen ist. Ich habe das dem Comité gemeldet. Das Problem ist bekannt, aber sie können nichts tun.

Meyer: Ich kann auch nicht verstehen, dass sich Leute mitten durch die Formationen durchdrängen. Früher rannten sie noch zwischen den Trommlern und Pfeifern durch, heute mitten durch die Trommler. Und das sind nicht Kinder in Prinzessinnen-Kostümen.

Ist bei Ihnen alles bereit für die Fasnacht?

Meyer: Ich habe letzte Woche mein Kostüm abgeholt, die Laterne ist gemalt, der Zeedel gedruckt. Ja.

Kurz: Ich habe mein Kostüm noch nicht abgeholt, aber sonst ist ebenfalls alles bereit bei uns.

tageswoche.ch/+boukz

Die VKB (Vereinigte Kleinbasler) ist mit Gründungsjahr 1884 die älteste Stammclique in Basel. Bis vor elf Jahren war sie noch als reine Männerclique unterwegs, dann aber öffnete sie ihre Reihen aus Mangel an männlichem Pfeifernachwuchs auch für Frauen. Obmann Andy Kurz ist seit drei Jahren im Amt. Zuvor war er lange Zeit Trommelchef und einer der Trommel-Instruktoren der VKB. Dazu ist er seit vielen Jahren Jurymitglied des offiziellen Preistrommelns und -pfeifens.

Die Alti Richtig wurde 1926 als Abspaltung der Lälli-Clique gegründet. Sie ist eine Männerclique geblieben. Zumindest im Stamm, denn die Junge Garde, Schnuffer und Schnoogge genannt, steht schon lange auch Mädchen offen, die mit 18 Jahren in die Junte, die grösste reine Frauenclique wechseln. Obmann Lienhard Meyer ist an der Fasnacht abwechselnd mit dem Piccolo und der Trommel unterwegs.

Bestattungsanzeigen

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Dunker-Heid, Rosmarie, von Luterbach/SO, 20.02.1948–31.01.2016, (wohnhaltig gewesen in Liestal, Bienenstr.4), Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Bader, Silvia, von Langenbruck/BL, 09.02.1949–25.01.2016, Rheinsprung 18, Basel, wurde bestattet.

Fehlmann-Buholzer, Martha Theresia, von Zofingen/AG, 07.01.1930–02.02.2016, Erlenmattstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Gallego-Lumbreras, Lucia, aus Spanien, 08.09.1937–28.01.2016, Riehenstr. 78, Basel, wurde bestattet.

Greber, Peter Leo, von Luzern/LU, 10.05.1926–20.01.2016, Rennweg 75, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gschwind-Corti, René Adolf, von Basel/BS, 14.02.1931–06.01.2016, Gustav Wenk-Str. 38, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 19.00 Uhr, Kirche St. Anton.

Hediger-Scheller, Hans-Peter, von Basel/BS, 09.06.1930–27.01.2016, Lindenhofstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Heiniger-Meier, Rosa Maria, von Basel/BS, 20.10.1923–29.01.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Hoch, Rita, von Gaden/BE, 12.12.1937–15.01.2016, Im Rankhof 10, Basel, wurde bestattet.

Jost-Schmidt, Hans, von Basel/BS, 04.05.1926–02.02.2016, Wintersingerweg 9, Basel, wurde bestattet.

Kiefer, Jürg, von Basel/BS, 12.11.1950–19.01.2016, Waldshuterstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Kneubühler-Ackermann, Alice, von Kirchberg/SG, 08.11.1918–28.01.2016,

Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Martiriggiano-Rappo, Donato Giovanni, von Schmitten/FR, Bösingen/FR, 07.02.1943–01.02.2016, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Meier-Moesch, Maria Bertha, von Gempfen/SO, 22.04.1922–06.02.2016, Hirzbrunnstr. 50, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Mörgeli, René, von Winterthur/ZH, 23.03.1932–05.02.2016, J.J. Balmer-Str. 3, Basel, wurde bestattet.

Müller-Lanz, Ruth Elisabeth, von Basel/BS, 29.04.1922–05.02.2016, Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mumenthaler, Marco, von Langenthal/BE, 23.07.1925–30.01.2016, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Probst-Ryhiner, Luzius Johann Jakob, von Basel/BS, 07.01.1934–19.01.2016, Andreas Heusler-Str. 14, Basel, wurde bestattet.

Robin-Trémolat, Irene, von Basel/BS, 07.07.1926–04.02.2016, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Schüpbach, Edith Olga, von Rüti/ZH, Haslen/GL, 02.01.1937–08.02.2016, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Schwarz-Gurini, Angelina, von Obersaxen/GR, 31.10.1928–01.02.2016, Colmarerstr. 92, Basel, wurde bestattet.

Stäheli, Elisabetha Martha, von Schocherswil/TG, 09.10.1927–02.02.2016, Giornicostr. 144, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Vogt-Windels, Ursula Annegret, von Basel/BS, Brügglen/SO,

28.01.1940–30.01.2016, Maulbeerstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Vöggtli-Burkhalter, René, von Hochwald/SO, 04.09.1937–06.02.2016, Hegenhaimerstr. 95, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Weber-Leu, Paul Samuel, von Basel/BS, 13.04.1932–30.01.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Berger-Röschi, Elisabeth, von Lindenberg/BE, 05.10.1922–06.02.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Ilg-Weingartner, Theresia, von Basel/BS, 29.12.1919–09.02.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Kohlreiter, Jakob Norbert, von Dietikon/ZH, 28.01.1951–06.02.2016, Hauptstr. 28, Birsfelden, Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Senn-Schweizer, Marianna, von Buchs/SG, 05.06.1926–08.02.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Montag, 22.02., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Ticozzi, Mirto, von Faido/TI, 28.11.1938–02.02.2016, Am Stausee 1, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 12.02., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Wilhelm-Handschin, Leo, von Basel/BS, Uerkheim/AG, 25.02.1928–05.02.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Willi, Richard, von Signau/BE, 10.10.1935–03.02.2016, Lavaterstr. 37, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 12.02., 11.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Frenkendorf

Cendra-Fässler, «René» Franz, von Liestal/BL, 11.02.1929–04.02.2016, Obere

Flühackerstr. 1, Frenkendorf, Abdankung: Dienstag, 16.02., 15.00 Uhr, ref. Kirche Frenkendorf.

Muttenz

Jordi-Bretscher, Andreas, von Gondiswil/BE, 06.06.1947–28.01.2016, Schweizeraustr. 86, Muttenz, wurde bestattet.

Probst-Harr, Albert, von Basel/BS, 27.11.1931–05.02.2016, Pestalozzistr. 8, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Turberg-Raccordon, Liliane Angèle Ida, von La Baroche/JU, 08.05.1945–09.02.2016, Eptingerstr. 32, Muttenz, Trauerfeier: Donnerstag, 18.02., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Reinach

Briner, Heidi, von Bassersdorf/ZH, 09.01.1923–06.01.2016, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Donnerstag, 18.02., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Kaiser, Markus, von Hochwald/SO, 15.03.1957–03.02.2016, Grubenweg 2, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 19.02., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Gamma-Lehmann, Johanna, von Wassen/UR, 18.08.1921–04.01.2016, Brünnlirain 3, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gloor-Frei, Walter, von Riehen/BS, 26.11.1929–08.02.2016, Kornfeldstr. 62, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Kirkwood-McFarlane, Margaret, aus dem Vereinigten Königreich, 01.01.1935–31.01.2016, Bahnhofstr. 23, Riehen, wurde bestattet.

Maracine, Elena, aus Rumänien, 18.12.1951–

08.02.2016, Morystr. 2, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zwahlen, Armin, von Rüschegg/BE, 23.01.1933–01.02.2016, Lörracherstr. 95, Riehen, die Urnenbeisetzung findet im Familienkreis in Biel statt.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Interview Baschi Dürr

Der FDP-Politiker und Sicherheitsdirektor fühlt sich wohl in seinem Amt – und zeigt wenig Interesse am Regierungspräsidium.

**«Ich kann
mir gut
vorstellen,
zu bleiben»**



Die Basler Bürgerlichen wollen mit vier Kandidierenden in die Regierungswahlen vom Herbst steigen. Zwei davon sind seit Freitag gesetzt: Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (CVP) und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr (FDP).

Offen ist allerdings, wer sich alles um die Wahl ins Regierungspräsidium bemüht, das der Grüne Guy Morin nach Ende dieser Amtszeit verlässt. Denn im Unterschied zu den anderen Departementen wird der Vorsteher des Präsidialdepartements als Einziger direkt vom Volk gewählt.

Herr Dürr, Sie treten nochmals als Regierungsrat an. Von einer Kandidatur fürs Präsidium war noch nicht die Rede. Warum?

Die bürgerlichen Parteien stellen jetzt erst einmal das Kandidatenfeld auf. Sobald dieses im Frühling komplett ist, werden die Präsidiumswahlen aktuell. Im März sind die Parteitage, dann sehen wir, wer kandidiert.

Wollen Sie nach 2012 nicht noch einmal fürs Präsidialdepartement antreten?

Wie gesagt, es geht erst einmal darum, das Kandidatenfeld zusammenzubekommen, und dann werden die Bürgerlichen weitersehen, wer zum Kandidaten oder zur Kandidatin fürs Präsidialdepartement wird.

Damals erzielten Sie immerhin ein respektables Resultat, obwohl Sie zum ersten Mal für die Regierung und dann gleichzeitig noch fürs Präsidium angetreten waren. Was haben Sie daraus gelernt?

Nichts anderes als im «normalen» Regierungswahlkampf. Dass das Präsidium separat gewählt wird, ist in der Verfassung so vorgesehen. Natürlich wollen das linke wie das bürgerliche Lager gleichermassen das Amt für sich beanspruchen.

Aber man kann ja davon ausgehen, dass ein Bisheriger grundsätzlich die besseren Chancen hat als ein neuer Kandidat.

Es ist nicht an mir, jetzt darüber zu spekulieren.

Grundsätzlich werden die Bürgerlichen diesen Faktor bei der Auswahl aber sicher in Betracht ziehen müssen.

Wie gesagt, wir spekulieren jetzt noch nicht darüber. Erst muss sich das Kandidatenfeld klären. Wenn alle vier Namen der bürgerlichen Seite klar sind, dann werden wir auch diese Frage beantworten.

Links-Grün gab bekannt, mit einem Fünfterteam in die Wahlen zu steigen, also mit den drei Bisherigen der SP sowie mit jemandem von den Grünen und der BastA! Als bürgerlicher Kandidat: Was bedeutet das für Ihren Wahlkampf?

Das müssen in erster Linie die Parteien beantworten. Sie müssen klären, wie sie



«Ich bin zufrieden. Im Grossen und Ganzen sind wir gut unterwegs», sagt Baschi Dürr.

strategisch in den Wahlkampf steigen. Für die bürgerliche Seite ist aber klar – und das sagen wir seit Monaten –, dass wir mit vier Kandidaten in den Wahlkampf gehen. Und zwar gemeinsam. Diese Strategie gestaltet sich letztlich unabhängig davon, wie sich die anderen aufstellen.

«Wir haben in den letzten drei Jahren auf zahlreichen Gebieten messbare Erfolge erzielen können.»

Sie sind nun seit drei Jahren Vorsteher des Justiz- und Sicherheitsdepartements. Sind Sie zufrieden als Sicherheitsdirektor?

Ja, ich bin sehr zufrieden. Ich wusste bereits 2012, dass ich mit grosser Wahrscheinlichkeit dieses Departement erhalte, wenn ich nicht Präsident werden sollte. Und so kam es dann auch. Insgesamt traf ein, was ich erwartet hatte: Das Departement ist gross und ziemlich breit, mit vielen Herausforderungen. Das macht es ungemein spannend. Wir haben in den letzten drei Jahren auf zahlreichen Gebieten messbare Erfolge erzielen können. Im Grossen und Ganzen sind wir gut unterwegs. Klar gibt es Baustellen, an denen wir dranbleiben müssen. Dies massgeblich beeinflussen zu können, ist ein grosses Privileg.

Im Kreuzfeuer steht immer wieder die Polizei und deren Einsatzführung, zuletzt wegen der Räumung der Hausbesetzung in der St. Johannsvorstadt und jenem Protokoll, das der «Basler Zeitung» zugespült worden war. Wo liegt das Problem?

Betreffend dieses Vorfalles ermittelt derzeit die Staatsanwaltschaft wegen allfälliger Amtsgeheimnisverletzung. Solche Einzelfälle können geschehen, das gab es auch schon in anderen Departementen. Ich glaube nicht, dass die Polizei ein grundsätzliches Problem hat.

Aber aus Führungssicht sollte so etwas ja gar nicht erst geschehen.

Die Polizei mit ihren rund tausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist ein sehr grosser Betrieb und der ganze Kanton hat noch ein paar Tausend Mitarbeitende mehr. Dass dies vorkommt, ist sehr un schön, lässt sich aber nie zu 100 Prozent vermeiden. Alles andere wäre Illusion. Solche Vorfälle hinterlassen aber in der Organisation ihre Spuren. Da gibt es in der Mannschaft denn auch gar kein Verständnis. Natürlich gibt es ab und zu interne Kritik. Entscheide von oben werden hinterfragt. Aber deswegen gleich das Amtsgeheimnis zu verletzen, geht komplett gegen die Polizistenkultur. Wir erwarten jetzt erst einmal das Ergebnis der Ermittlungen der Staatsanwaltschaft.

Hat das mit der Arbeitssituation der Polizei zu tun?

Natürlich gibt es in der Polizei viel zu tun. Stichwort Überzeit: 2015 schafften wir es zum ersten Mal seit Jahren, Überzeit abzubauen. Bei der Mannschaft und dem unteren Kader der Kantonspolizei wollen wir bis Ende 2016 auf unter 100 Pro-Kopf-Stunden kommen. Wir sind per Ende 2014 bei über 150 Stunden gestartet, jetzt sind wir unter 125 Stunden. Die Richtung stimmt, wir befinden uns auf gutem Weg. Damit ist das Problem noch nicht gelöst, aber unsere zahlreichen Massnahmen haben gegriffen.

Dennoch: Das Leck mit besagtem Protokoll, die Überzeit, das sind doch Führungsprobleme?



FOTO: NILS FISCH

In der gesamten Rettung – sei es in der Sanität, sei es bei der Feuerwehr – haben wir einen fundamentalen Kulturwandel erreicht. Wir haben uns unter anderem teilweise neu organisiert, neue Kader eingestellt und die Kompetenzen der Mannschaft ausgebaut. Ich bin sehr froh darüber, was wir erreichen konnten. Aber auch hier wird nie ein für allemal alles gelöst sein. So eine Organisation ist keine Maschine, bei der man jedes Rad exakt programmieren kann, das ist ein Organismus, der lebt, der sich entwickelt. So analysieren wir derzeit die gesamte Berufsfeuerwehr, deren Aufgaben und Tätigkeiten. Das geschah das letzte Mal in den 1980ern, also vor etwa 30 Jahren.

«Kaum etwas wird in der Öffentlichkeit so stark diskutiert wie Sicherheit und Polizei.»

Um den einst kontroversen Rettungskommandanten Dominik Walliser ist es mittlerweile ziemlich still geworden.

Es gab ganz verschiedene, auch widersprüchliche Kritik in der Öffentlichkeit. Die Kritik war teils berechtigt, teils aber auch vollends daneben. Wir analysierten sehr sorgfältig, welche Vorwürfe haltbar waren und welche nicht. Und zogen die entsprechenden Konsequenzen. Dominik Walliser ist als Kommandant Rettung einer unserer wichtigsten Mitarbeiter.

Nach drei Jahren Management und Strukturreformen im Justiz- und Sicherheitsdepartement: Hat Baschi Dürr nicht langsam Lust auf ein Departement mit harten politischen Kämpfen? Zum Beispiel auf Verkehrspolitik, Stadtentwicklung oder Finanzplanung?

Das Justiz- und Sicherheitsdepartement ist natürlich insofern hochpolitisch, als in der Öffentlichkeit kaum etwas so stark diskutiert wird wie Sicherheit und Polizei. Auf der anderen Seite aber haben Sie recht: Unser Departement hat weniger politische Geschäfte im engeren Sinn, also Vorlagen,

die einen Regierungsrats-, einen Grossrats- oder gar einen Volksentscheid benötigen. Bei uns ist der mediale und politische Pulverdampf zumeist sehr einsatzbezogen. Der Polizeidirektor hat denn auch weniger einen Politiker- als einen Führungsjob, wenn auch in einem äusserst öffentlichen und politischen Umfeld. Neben den Blaulichtorganisationen zählen aber auch verschiedene Aufgaben der Justiz zu unserem Departement. Immerhin haben Parlament und Volk in den vergangenen drei Jahren alle unsere Gesetzesprojekte gutgeheissen. Diese vielfältige Mischung unterschiedlichster Betriebskulturen sind in meinem Departement äusserst spannend. Ich fühle mich als Vorsteher des Justiz- und Sicherheitsdepartements sehr wohl.

Was einen Wechsel nicht ausschliesst.

Nun, es entscheidet am Schluss die gewählte Regierung, wer welches Departement übernimmt – bis auf das Präsidialdepartement, das entscheiden die Wählerinnen und Wähler. Ich trete bei diesen Wahlen nicht mit der grundsätzlichen Absicht an, das Departement zu wechseln. Wir haben einiges erreicht, die Herausforderungen bleiben gross, und ich kann mir sehr gut vorstellen, weiterhin das Justiz- und Sicherheitsdepartement zu leiten.

Dann noch eins: Dieser freie Nachmittag pro Woche, gibts den noch? Darauf hatten Sie bei Amtsantritt bestanden.

Ja. Ich sagte bei Amtsantritt, dass ich einen fixen Nachmittag für die Kinderbetreuung zu Hause verbringen will. Das gelingt mir nicht immer, aber meistens, so etwa an drei von vier Wochen.

tageswoche.ch/+hosk4

x

Die Arbeitsbelastung ist schlicht sehr hoch. Dass beispielsweise wegen der Situation rund um «Pegida» Hunderte von Polizisten im Einsatz standen, ist kein Geheimnis. Da müssen wir hinschauen: Wie reduzieren wir die? Genau deshalb verfolgen wir etwa das klare und ambitionierte Ziel von 50 Prozent weniger Schreibarbeit auf dem Polizeiposten. Ein ganz konkretes Projekt, dies mithilfe neuer Technik und neuer Prozesse zu erreichen, wird derzeit in den Kommissionen des Grossen Rates beraten. Oder das Thema Fussballspiele: Mit grossem Mitteleinsatz konnten wir die Ausschreitungen in den letzten Jahren deutlich reduzieren. Jetzt stellt sich die Frage: Wie schaffen wir das mit mehr Effizienz, also gleiche Leistung mit weniger Mitteln? Das ist eine klare Führungsaufgabe.

Baustelle Rettung: Eine ihrer ersten Prüfungen waren die Auseinandersetzungen bei der Sanität und das Hickhack zum Arbeitszeitreglement der Feuerwehr. Problem gelöst?

ANZEIGE

Si entschaidde sälber, wiewiil Aalaageberootig nöötig isch.



Bei uns haben Sie die Wahl – z.B. mit den Leistungspaketen Classic und Premium. Rufen Sie uns an: 061 266 33 33. Wir beraten Sie gerne.
www.bkb.ch

**Basler
Kantonalbank**
fair banking

An der Basler Handelsschule klagen Lehrer über ein Klima der Angst und erzwungene Frühpensionierungen. Zudem verweigere die Leitung dem Sozialpartner FSS das Gespräch.

Schwere Vorwürfe gegen die Schulleitung

von Renato Beck

Die Handelsschule KV (HKV) Basel hat mit Problemen zu kämpfen. Die Zahl der Lehrlinge, die eine kaufmännische Ausbildung am KV absolvieren, ist seit Jahren rückläufig. Dies hat Schulleiterin Marianne Schneider unlängst im Lokalfernsehen eingeräumt.

Sie macht dafür die schwierige Lage auf dem Lehrstellenmarkt verantwortlich: Zahlreiche KV-Lehrstellen könnten nicht besetzt werden, diese Schüler würden nun fehlen. Wie stark der Rückgang ist, will die Schulleitung nicht sagen.

Da die Schülerzahlen zurückgehen, gibt es zeitweise zu viele Lehrer. Deshalb hat die Schulleitung die Anstellungsbedingungen sukzessive verschlechtert. So wird von den Lehrern neu deutlich mehr Flexibilität verlangt als an Volksschulen. Über- und Minusstunden können verordnet werden, so sollen Schwankungen zwischen den Jahrgängen ausgeglichen werden.

Die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen geht einher mit einem gravierenden Konflikt: Zwischen einem Teil der Lehrerschaft und der Schulleitung verlaufen tiefe Risse. Die TagesWoche hat mit drei aktuellen und einem ehemaligen Lehrer unter Zusicherung der Anonymität über die Situation am KV gesprochen.

Tiefe Risse

Ein langjähriger Lehrer wirft Schulleiterin Schneider eine «diktatorische Amtsführung» vor, sie habe an der Schule «ein Klima der Angst geschaffen». Lehrer sollen in die Frühpension gedrängt, Kritiker mundtot gemacht worden sein. Es sind Anschuldigungen, die über gewöhnliche atmosphärische Störungen in einem Betrieb hinausgehen.

Die Freiwillige Schulsynode (FSS), eine Art Lehrgewerkschaft, berichtet von

mehreren Fällen, in denen Lehrer um juristischen Beistand ersuchten. Ein Lehrer geht mittels Anwalt gegen seine unlängst erfolgte Entlassung vor.

Das ist die eine Seite des Grabens. Auf der anderen steht Rektorin Marianne Schneider.

«Die Schulleitung blockt unsere Vermittlungsversuche ab.»

Jean-Michel Héritier,
Freiwillige Schulsynode

Schneider ist seit Jahren in der Schulleitung des KV tätig und nach dem geräuschvollen Ausscheiden ihres Vorgängers Benedikt Jungo letzten März an die Spitze aufgestiegen. Sie weist sämtliche Vorwürfe zurück oder relativiert sie.

«Das Arbeitsklima ist bei der überwiegenden Mehrzahl der Mitarbeitenden gut», teilt sie, angesprochen auf das belastete Arbeitsklima, mit. «Es hat aber wie in jedem Betrieb einige wenige unzufriedene Mitarbeitende.»

Was unter «einigen wenigen unzufriedenen Mitarbeitenden» zu verstehen ist, ist umstritten. Letzten Herbst verschickte die FSS, von ihren Mitgliedern dazu angehalten, an 58 von 85 Lehrpersonen eine Umfrage zur Situation am KV. 30 Lehrer äusserten sich darin unzufrieden mit dem Vorgehen der Schulleitung.

Diese Umfrage jedoch hat die Schulleitung zurückgewiesen, da nicht alle Lehrer befragt worden sind. Die FSS hatte die Umfrage nur jenen Lehrern zugestellt, die bereits länger als zwei Jahre an der Schule arbeiteten. Seither verweigert die Schulleitung den Dialog mit der FSS, die sich als Sozialpartner versteht.

In einem Schreiben an die FSS, das der TagesWoche vorliegt, schreibt Schneider: «Die FSS ist kein Gesprächspartner des privaten Bildungsunternehmens HKV.» Die Mitwirkungsrechte der Lehrer seien auch ohne FSS «vollumfänglich garantiert». Der Brief schliesst mit der Aufforderung, sich nicht mehr «ohne Rücksicht auf Verluste in die inneren Angelegenheiten unserer Schule einzumischen».

Tatsächlich ist die Handelsschule KV Basel privatwirtschaftlich organisiert, sie lebt aber hauptsächlich von Staatsbeiträgen: Über 17 Millionen Franken steuerten Kanton und Bund 2015 bei. Auch sind die KV-Lehrer wie das Staatspersonal bei der baselstädtischen Pensionskasse versichert. Die FSS hält es deshalb für fragwürdig, dass ihre Rolle negiert wird, welche an der Volksschule unumstritten sei.

Aussage gegen Aussage

Jean-Michel Héritier, Geschäftsleitungsmitglied der FSS, findet es falsch, dass das Gespräch gestoppt wurde: «Das bedauern wir sehr. Statt gemeinsam die verfahren Situation zu entschärfen, blockt die Schulleitung leider unsere Vermittlungsversuche ab.» Héritier hat die Anliegen der Lehrer nun im Erziehungsdepartement zur Sprache gebracht.

«Die FSS war noch nie direkter Ansprechpartner der HKV, es besteht tatsächlich auch kein entsprechender Bedarf», sagt dagegen Rektorin Schneider. «Wir pflegen den Dialog mit unseren Mitarbeitenden über unsere betriebspezifischen Gefässe.»

Dazu zählt Schneider vor allem das sogenannte Forum, eine regelmässige Konferenz zwischen sämtlichen Lehrkräften und der Schulleitung. Héritier von der FSS betrachtet das Forum kritisch: «Das funktioniert nicht, weil sich viele nicht trauen,



Angespannte Lage: Manche Lehrer fühlen sich am KV Basel wie in einer Diktatur.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

dort zu sagen, was sie wirklich denken und fühlen. Die Leute befürchten stattdessen, mit einer kritischen Äusserung in Ungnade zu fallen.»

Schneider sagt zur Anschuldigung, Kritiker würden drangsaliert: «Diesen Vorwurf habe ich vereinzelt schon gehört, weise ihn aber energisch zurück. Das Gegenteil ist der Fall: Ich rufe als Vorsitzende der Schulleitung immer wieder dazu auf, vorzubringen, was unter den Nägeln brennt.»

«Ich rufe immer wieder dazu auf, vorzubringen, was unter den Nägeln brennt.»

**Marianne Schneider,
Schulleiterin KV Basel**

Aussage gegen Aussage steht auch beim schwerwiegenden Vorwurf, einzelne Lehrer seien vor die Wahl Entlassung oder Frühpensionierung gestellt worden. «Diese Bemerkung höre ich zum ersten Mal», sagt Schneider. «Sie trifft nachweislich nicht zu. Vielmehr ist es so, dass die Lehrpersonen, die davon Gebrauch gemacht haben, dies nach sorgfältiger Prüfung der Bedingungen – auf Wunsch auch mit Unterstützung der Schulleitung – selbst entschieden haben.» Betrieblich sei das nicht einfach gewesen, «wir waren aber im Interesse der Arbeitnehmenden sehr flexibel».

Innerhalb der Lehrerschaft sorgt diese Aussage für blasses Erstaunen. Unlängst hat sich am KV eine Lehrerin krankschreiben lassen, weil sie sich unter Druck gesetzt sah, ein Angebot der Schulleitung zur Frühpensionierung anzunehmen. tageswoche.ch/+hnvi8 ×

KV Basel

Das Erziehungsdepartement mischt sich nicht ein

von Renato Beck

Die Probleme am KV Basel sind dem Erziehungsdepartement (ED) bekannt. «Es gibt eine gewisse Unruhe am KV Basel», taxiert Ulrich Maier, Leiter Mittelschulen und Berufsbildung im ED, die Zustände an der Handelsschule.

Wie gross Maiers Einfluss auf die Entwicklungen am KV ist, bleibt unklar. Er sagt, man stehe im Dialog: «Das ED ist aber nicht in der Rolle von Linienvorgesetzten.» Relevant sind für das ED in erster Linie Anzahl und Qualität der Abschlüsse, wie sie im Rahmen des Leistungsauftrages verlangt werden.

Schwierige Situation

Das ED sieht sich nicht in einer Aufsichtsrolle – auch wenn es vier Mitglieder in die Unterrichtskommission des KV entsendet und obwohl Kanton und Bund jährlich 17 Millionen Franken in das KV Basel pumpen, damit kaufmännische Lehrlinge dort den schulischen Teil ihrer Ausbildung absolvieren können.

Maier sagt, nur ein kleiner Teil der Lehrerschaft sei unzufrieden: «Wir erhalten unterschiedliche Signale aus dem KV.» Und das angeblich ohne Grund: «Keiner der Vorwürfe hat sich sachlich substantiieren lassen.»

Maier erwartet, dass «alle Parteien an einem Strick ziehen, um die Konflikte zu lösen». Denn die Schule stecke in einer schwierigen Lage, der Rückgang der Lehrlingszahlen habe die Spannungen verstärkt. «Das bereitet mir Sorgen», sagt Maier.

Besorgt ist auch BastA!-Grossrätin Heidi Mück. Durch ihre Tätigkeit als Gewerkschafterin hat sie immer wieder Klagen aus der KV-Lehrerschaft über die Schulleitung erhalten. «Wir wissen schon länger, dass etwas am KV nicht stimmt», sagt Mück und nimmt das Erziehungsdepartement in die Pflicht: «Was mich stört, ist, dass das ED jede Aufsichtsrolle von sich weist. Das KV Basel ist vom Kanton subventioniert, da sollte sich das ED durchaus einmischen.»

tageswoche.ch/+sr5ni ×

ANZEIGE

**Noch keine
Lehrstelle 2016?
Drohender Lehrabbruch?**
Jetzt anrufen und Lehrvertrag sichern!
Tel. 078 614 14 40 stiftung-fbj.ch



Förderung

300 000 Franken für Sporttalente

von Christoph Kieslich

Aus dem Netzwerk des Panathlon-clubs beider Basel ist vor einem Jahr eine Stiftung hervorgegangen, die sich ebenfalls als Netzwerk versteht und sich zum Ziel gesetzt hat, vielversprechende Nachwuchssportler aus der Nordwestschweiz zu fördern.

Nun tritt die Stiftung «Basel ist Sport» erstmals öffentlichkeitswirksam auf den Plan. In den vergangenen sechs Monaten sind zusätzlich zum einmaligen Stiftungskapital von 50 000 Franken des Stifters Panathlonclub beider Basel über 300 000 Franken zusammengetragen worden. Nun beginnt die erste Bewerbungsrunde um einen Anteil am Fördertopf.

Spitzensport soll angekurbelt werden

Einfach war es nicht, Gönner zu finden. «Man muss sich nur die Nachrichten aus der Wirtschaft anschauen», sagt Stiftungspräsident Urs Berger, der selbst Verwaltungsratschef der Schweizerischen Mobiliar Holding AG ist, «deshalb sind wir stolz auf das Ergebnis.»

Ziel der Sportförder-Stiftung «Basel ist Sport» ist es, einzelne Athleten oder Projekte von Vereinen im nicht kommerziellen Bereich langfristig und nachhaltig zu un-

terstützen. Ausserdem bekennt sich die Stiftung dazu, den Spitzensport ankurbeln zu wollen. Finanziell unter die Arme gegriffen wird deshalb Personen oder Projekten, die das Potenzial besitzen, international erfolgreich zu sein.

Über die Kriterien für Bewerbung und Auswahl geben die Richtlinien genauer Auskunft, welche die Stiftung auf ihrer Website publiziert hat. Vom nationalen Juniorenkader über U21/23-Kader bis hin zum Elite-Niveau sowie von Auswahlteams über Nationalliga-A- und B-Mannschaften reicht das Spektrum, in dem förderwürdige Sportler oder Projekte angesiedelt sein sollten.

Eine Frist für Bewerbungen hat die Stiftung nicht gesetzt, und im zweiten Halbjahr 2016 sollen die ersten Förderbeiträge gesprochen werden. Stiftungspräsident Berger schätzt, dass fürs Erste fünf bis zehn Gesuche zum Zug kommen werden.

Neben dem Therwiler Urs Berger, der auch Mitglied der Swiss Olympic Academy ist, sitzen im Stiftungsrat unter anderem Gregor Dill, Leiter des Sportmuseums Schweiz und Präsident des Panathlon-clubs, Stephan Musfeld, der ehemalige Präsident der Stadiongenossenschaft St. Jakob, sowie Mathieu Jaus, der jahrelang Finanzchef des FC Basel war.

Ihre Aufgabe ist es, das neu geschaffene Netzwerk von Sponsoren, Mäzenen, Sportlerinnen und Sportlern zu bewirtschaften, und das hehre Ziel der Stiftung zu vermitteln: im nicht kommerziellen Spitzensport die «natürlichen und unverbauchten Ideale des Sports» aufrechtzuerhalten.

tageswoche.ch/+50105

Bohrkopf der Woche



S-947

von Lucas Huber

Über 100 Schwertransporte waren nötig, um die Tunnelbohrmaschine S-947, zerlegt in Einzelteile, ans Südportal des Belchen zu bringen. Jetzt krächzt und dröhnt die Maschine, während sie sich mit ihrem Durchmesser von 13,97 Metern durch den Jura bohrt. 75 Meter lang ist sie, 2000 Tonnen schwer – und schafft fünf Umdrehungen pro Minute, wenn sie Maximalgeschwindigkeit erreicht. In drei Jahren wird sich die grösste Bohrmaschine der Schweiz von Hägendorf nach Eptingen gefressen haben. In Betrieb genommen werden soll der neue Sanierungstunnel dann im Jahr 2022.

tageswoche.ch/+q6are

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Gemeindewahl BL

Junge Linke stürmen in die Politik

von Jeremias Schulthess

Am 28. Februar wählen die Baselbieter Gemeinden ihre neuen Vertreter. Neben dem Gemeinderat werden auch die Sitze in Gemeindekommissionen und Einwohnerräten neu besetzt. Auffallend dabei ist, dass die SP mit vielen jungen Kandidaten antritt.

Auf dem gesamten Kantonsgebiet stellt die Juso 43 Kandidaten für Gemeinderäte, Gemeindekommissionen und Einwohnerräte. In Füllinsdorf, wo zwei von sieben Sitzen neu zu besetzen sind, hat die Jungpartei intakte Chancen, in den Gemeinderat gewählt zu werden.

Zum Beispiel Allschwil

Die Junge SVP stellt immerhin 21 Kandidaten, das Junge Grüne Bündnis zehn, wobei ein junger Grüner bereits einen Sitz im Gemeinderat innehat (Ramllinsburg). Bei den Jungfreisinnigen kandidieren nur drei im ganzen Kanton. Wie viele Kandidaten die Junge CVP stellt, kann die Präsidentin der Jungpartei, Géraldine Häring, nicht sagen.

In Allschwil ist jedenfalls keiner dabei. Alle Kandidaten der Allschwiler CVP sind jenseits der 30. Bei der SVP gibt es immerhin einen Kandidaten unter 30, bei der FDP zwei. Der Allschwiler CVP-Präsident Felix Keller sagt, er würde gerne ein paar Junge mehr auf seine Liste nehmen. «Einige der unter 30-jährigen angefragten Personen haben abgesagt, weil sie sich eine Kandidatur noch nicht zutrauen.»

SVP-Vorsitzender René Imhof sagt: «Wir haben kein Problem, Junge zu finden.» Und der Allschwiler SP-Präsident Jean-Jacques Winter erklärt: «Dank der Juso haben wir sehr viele junge Kandidaten für unsere Liste gefunden.» Darunter ist auch sein Sohn, Etienne Winter, der für den Einwohnerrat kandidiert. Was die Jungen politisiert habe, seien insbesondere die Sparmassnahmen der Baselbieter Regierung.

Ähnlich sieht es der Juso-Co-Präsident Joël Bühler: «In Baselland haben einige Junge erkannt, dass es wichtig ist, eine linke Politik zu machen.» Denn die Perspektiven seien schlecht, seit die «rechtskonservative Regierung an der Macht ist». Florian Sennhauser, der Vorsitzende der Jungfreisinnigen, erkennt den Mobilisierungseffekt der Juso ebenfalls darin. Er sagt jedoch, die Juso würden irreführende Versprechen machen: «Sie geben gerne Geld aus, erklären aber nicht, woher sie es nehmen wollen.»

Die Sparpolitik, so scheint es, trifft bei jungen Linken einen Nerv. Rechte Parteien mobilisieren mit anderen Themen. Florian Spiegel, der jüngste SVP-Kandidat in Allschwil, sagt, bei ihm habe die Europafrage und KMU-Politik den Impuls gegeben, für die SVP zu politisieren. Was auch eine Rolle spielte, seien die persönlichen Kontakte gewesen. So ging Spiegel mit den Kindern von Gemeindepolitikern zur Schule, was ihn politisch aktiv werden liess.

Die Eltern als Vorbild

Viele Jungpolitiker geraten durch ihre Eltern in die Politik. Die Familie Winter ist dafür nur ein Beispiel. Rahel Amacker, CVP-Kandidatin in Binningen und Tochter der Baselbieter Politgrösse Kathrin Amacker ist ein weiteres Beispiel. Auch SP-Geschäftsleitungsmitglied Jan Kirchmayr wurde wohl durch seine Eltern (Grünen-Landrat Klaus Kirchmayr und SP-Landrätin Christine Koch) politisiert.

tageswoche.ch/+6giap

Flüchtlinge

Asylbewerber besetzen Matthäuskirche

von Yen Duong

Die Matthäuskirche wird seit letztem Sonntag von rund 30 Personen besetzt. Mit der Beschlagung der Kirche will die Gruppe «Wir bleiben» gegen die Schweizer Migrationspolitik protestieren. Unter den Demonstranten befinden sich auch Personen, die direkt von einer Ausschaffung bedroht sind. «In einer Situation von Zwängen und Bedrohung ist dies die beste Möglichkeit, Selbstbestimmung und Optimismus zu leben», schreibt die Gruppe auf ihrer Website.

Das Aktionskomitee erhofft sich in der Kirche «Schutz vor dem Zugriff der Polizei zu erhalten und wenigstens in diesen Fällen eine gewalttätige Ausschaffung zu verhindern». Zugleich wolle man einen sozialen Raum schaffen, der Platz für den Austausch von Migranten und Migrantinnen mit der lokalen Bevölkerung biete. Die Gruppe plant Mittagstische, Kulturabende und offene Sitzungen.

Besetzung ist kein Einzelfall

Wie Roger Thiriet, Informationsbeauftragter der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt sagt, sei man mit der Gruppe in Kontakt. Die Kirche sieht vorläufig von einer Anzeige und somit einer Räumung ab: «Die Gruppe verhält sich friedlich. Derzeit sehen wir keinen Handlungsbedarf.» Unter den Protestierenden befinden sich laut Thiriet vier abgewiesene Asylbewerber.

Das Komitee «Wir bleiben» wollte sich vorerst nicht zur Besetzung äussern und wies auf eine Demonstration, die am Mittwochabend vor der Matthäuskirche stattfand. Gegen 18 Uhr demonstrierten rund 50 Personen vor der Kirche. Die Besetzer betonten, dass durch ihre Anwesenheit der normale Kirchenbetrieb nicht gestört werde. Mit dem Kirchenrat sei man im Gespräch. Zudem appellierten die Demonstranten an die Mithilfe der Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers.

Die Besetzung der Matthäuskirche ist kein Einzelfall: Die Kirche Saint-Laurent in Lausanne wird seit bald einem Jahr von einer Gruppe abgewiesener Asylsuchender besetzt.

tageswoche.ch/+2e4jl

Julia Baumgartner (20) aus Füllinsdorf kandidiert für die Juso.

FOTO: FELIX JEHL



Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Tolox

Am «Día de los Polvos», der Fasnacht im spanischen Städtchen Tolox, bewerfen sich die Leute nicht mit Rappli, sondern mit Talkpulver. Auch das scheint Spass zu machen.

JON NAZCA/REUTERS



Lira

Uganda hat im Vorfeld der Wahlen ein Problem mit einem Flecken auf dem Präsidentensessel. 30 Jahre schon klebt dort Yoweri Museveni an der Macht – dermassen eingetrocknet, dass ihn die Opposition trotz wasserblauer Parteilfarbe kaum rausbekommen wird.

JAMES AKENA/
REUTERS

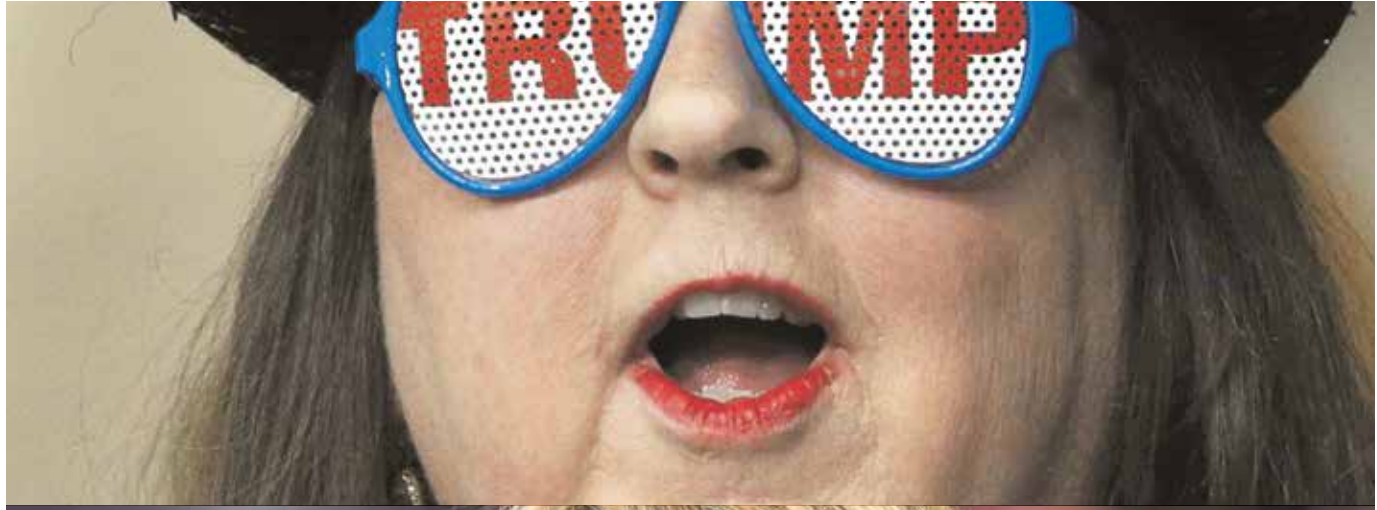


New Hampshire

Durch die Plastikbrille ihres Wunschkandidaten mag diese Dame etwas sehen können. Aber ob sie auch die wahren Absichten von Donald Trump durchschaut?

RICK WILKING/
REUTERS





London

«How to Be Single» heisst der Film, für dessen Europa-Premiere Schauspielerinnen Rebel Wilson auf dem roten Teppich ihr bestes «flirty face» zeigt. Sollten Sie vorhaben, selbst Single zu bleiben, kopieren Sie vielleicht am besten mal für eine Weile genau diesen Look.

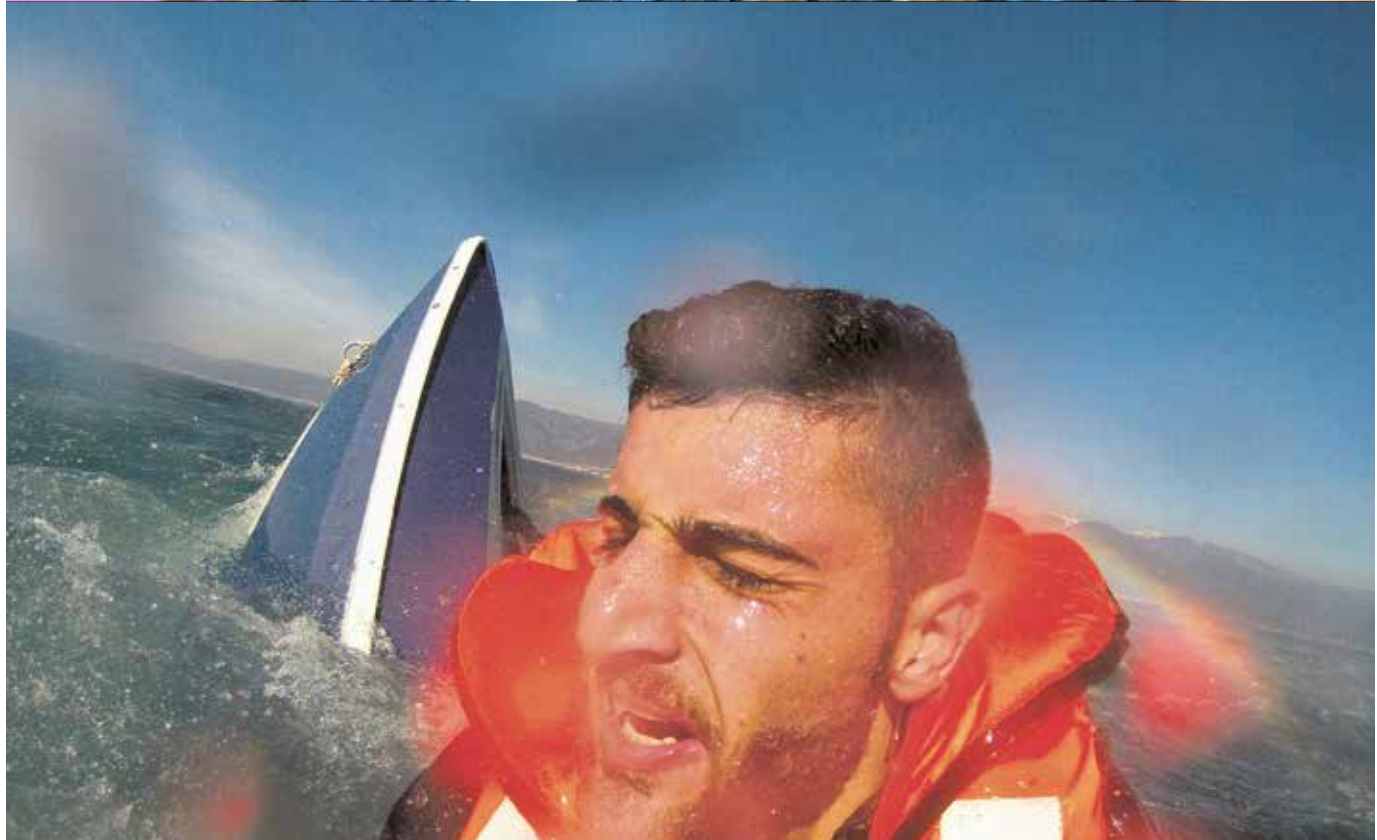
NEIL HALL/REUTERS



Ägäis

Nur die Spitze des Schiffes war es, die dem jungen Syrer noch übrig blieb, um sich zu retten. Hier verharnte er, bis ihn die türkische Küstenwache aufgriff. Das Video davon geht jetzt um die Welt. Was darin nicht zu sehen ist: Es waren noch weitere Menschen an Bord.

TÜRKISCHE KÜSTENWACHE/REUTERS



Die Politik hat die Vorlage bereits abgeschrieben. Doch der Werbetross für das bedingungslose Grundeinkommen zieht beharrlich weiter.

Politisch verrupft, aber unbeirrt am Werben

von Andreas Schwald

Jetzt haben sie sich sogar einen Tesla angeschafft. Einen Tesla! Ausgerechnet, und erst noch in Gold. Das modernste der modernen Autos, die elektronische Wunderkiste des Elon Musk aus Silicon Valley, der flotte Schlitten aller Internetreichen und technikverliebten Geeks mit gut gefüllter Kasse. Kostenpunkt: ab 80 000 Franken. Und wofür kämpfen die noch mal? Für ein bedingungsloses Grundeinkommen? Mit einem Tesla?

Damit fahren die Denker und Lenker der Volksinitiative durch die Schweiz und argumentieren für die kleine sozialpolitische Revolution. Denn jede und jeder in der Schweiz soll ein garantiertes, bedingungsloses Einkommen erhalten.

Ein Einkommen also, ohne sich irgendwo bewerben zu müssen, ohne Auflagen zu erfüllen, ohne in einer öffentlichen Pflicht zu stehen. Einfach so. Für Kinder, Erwachsene, Pensionierte. Konkrete Zahlen nennt der Initiativtext nicht, aber die Initianten sprechen von ungefähr 2500 Franken pro Monat für Erwachsene.

Politisch ist das bedingungslose Grundeinkommen praktisch erledigt. Der Nationalrat stellte sich mit überwältigender Mehrheit gegen die Initiative, die Wirtschaftsverbände lehnen sie bedingungslos ab, selbst die Linke ist teils scharf dagegen. Und spricht man mit Kollegen aus dem politischen Journalismus in Basel, Bern und Zürich, heisst es: «Achtungserfolg. Höchstens!» Achtungserfolg, das heisst im allerbesten Fall zwischen 20 und 30 Prozent Ja-Stimmen, wenn die Vorlage am 5. Juni zur Abstimmung kommt.

Auf die Idee kommts an

Immerhin. Aber darum geht es gar nicht. Es geht darum, was man wahlweise Mut, Arroganz, Träumerei oder Vision nennen kann. Den Mut, eine Vorlage für eine Verfassungsänderung voranzutreiben, die aussichtslos ist. Die Arroganz, das mit einem goldgespritzten Tesla zu tun, mit Kunstaktionen, acht Millionen Fünfräplern und mit Fragenkatalogen. Dazu die Träumerei. Oder eben: die Vision, dass das tatsächlich umsetzbar sein soll, eine bedingungslose

Auszahlung eines Einkommens durch den Staat an alle seine Einwohner. Die Volksinitiative macht dabei keinen Unterschied zwischen Bürgerrecht und Aufenthaltsbewilligung oder Altersklassen.

Den Machern geht es darum, die Idee dieses bedingungslosen Grundeinkommens in die Köpfe zu bekommen. Ob diese Volksinitiative, die klassisch besehen kaum eine Chance an der Urne hat, dafür das richtige Mittel ist?

Geschenkt, sagen die Macher. Sie berufen sich dabei auch auf die erste GSoA-Initiative aus dem Jahr 1989. Damals stimmten an einem historischen Urnengang 35,6 Prozent der Stimmbevölkerung für eine Abschaffung der Armee.

Sie wollen dieses Grundeinkommen in die Köpfe kriegen.

Das war für die konservative Schweiz erschütternd: Obwohl sich über 60 Prozent der Abstimmenden hinter die Armee gestellt hatten, setzte über ein Drittel der Stimmbürger nach einem hitzigen Abstimmungskampf ein deutliches Zeichen. Das damalige Selbstverständnis der ehemaligen Réduit-Armee war dahin. Dennoch: Die Schweiz verfügt nach wie vor über ihr Militär, wenn auch kleiner und deutlich schlanker.

Das ist die Initiative also auch: Ein Vehikel zum Umdenken. Und ein politisches Grundrecht, das für alle erschwinglich ist, solange die Unterschriften zusammenkommen. Der Initiative für ein bedingungs-

ANZEIGE

Abstimmung
28. Februar 2016



Harald Friedl,
Vorstand WWF
Region Basel

« Mit dem Bau eines
zweiten Strassentunnels
schauen vor allem die
Umwelt und unsere
Finanzen in die Röhre. »



zu 2 Millionen Lastwagen.
zur 2. Gotthardröhre.

www.zweite-roehre-nein.ch
Komitee beider Basel «NEIN zur 2. Gotthardröhre»
Gellertstrasse 29, 4052 Basel, PC 61-308162-7



Ein Tanz mit dem Teufel? Roboter lassen viele Menschen um ihre Arbeitsplätze bangen.

FOTO: KEYSTONE

loses Grundeinkommen dient das Mittel in beide Richtungen: Wird sie angenommen, umso besser. Wird sie abgelehnt, flog das Anliegen zumindest kurz über den offiziellen Radar guteidgenössischer Politik.

Alles Faulenzer?

Einer, der heute mit jener Wirkung der GSoA-Initiative argumentiert, ist Daniel Häni. Häni ist einer der massgeblichen Treiber hinter der Volksinitiative und Chef des Unternehmens Mitte in Basel. Hier hat er seinen Kampagnen-Standort eingerichtet, ganz hinten im Kaffeehaus, wo bis Ende 2015 die TagesWoche einen Teil ihrer Redaktionsräume hatte. Die Ecke an ordentlicher Strassenlage heisst jetzt «Kampagnenlabor», ist geschmackvoll eingerichtet und ab und zu steht der goldene Tesla davor.

Daniel Häni hat gerade Erfolg. Die Kampagne erlangt Medienpräsenz, am WEF in Davos waren seine Mitstreiter im Roboterkostüm vor Ort, die Botschaft: «Bald arbeitet die Automatisierung für uns.» Eine Meldung über die Aktion schaffte es via nationale Nachrichtenagentur in die Medien.

Ebenfalls im Januar publizierten Häni und sein Team die Teilergebnisse einer

repräsentativen Umfrage zu den Argumenten seiner Initiative. Der «Blick» widmete darauf dem Grundeinkommen einen Artikel, weitere Medien wie die TagesWoche und der «Tages-Anzeiger» vermeldeten das ebenso, auch der «Spiegel» nahm das Thema dankbar auf. Die deutsche Zeitschrift begleitet das Thema Grundeinkommen nun schon seit einiger Zeit.

Es brauche kein zusätzliches Geld. Woher es komme, sei dann Sache der Gesetzgebung.

Die Umfrage des Initiativkomitees ergab unter anderem, bloss zwei Prozent der Befragten würden bei einem bedingungslosen Grundeinkommen aufhören zu arbeiten. Die Umfrage ergab aber auch, dass der grosse Teil der Befragten noch kaum eine Vorstellung hat, was das Grundeinkommen eigentlich bedeuten würde.

Wegweisend für Häni und das Kampagnen-Team ist das erste Ergebnis: Denn der

populärste Vorwurf an die Initiative besagt, dass die Unwilligkeit gegenüber der Arbeit gefördert würde. «Dieses Argument zieht nicht», sagt Häni: «Im Gegenteil. Das bedingungslose Grundeinkommen fördert die intrinsische Motivation, den Einzelnen frei entscheiden zu lassen, wofür er sich engagiert.»

Dahingehend war die Umfrage also ein Erfolg: Sie belegt für die Auftraggeber, dass das gesellschaftlich gewichtigste Gegenargument – Förderung der Faulheit – so nicht zutrifft. Zumindest gemäss diesem Studienresultat.

Die Kampagne vermeidet es, dezidiert auf einschlägige Gruppierungen zu setzen. So zielt sie nicht speziell auf die Bedürftigen, was das bedingungslose Grundeinkommen als einfache Alternative zu den Sozialwerken positionieren würde.

Ebenso lässt sich Häni nicht auf eine Steuerdebatte zur Finanzierung ein. «Wir lassen bewusst offen, wie das bedingungslose Grundeinkommen finanziert werden soll», sagt er. «Diese Frage muss nach der Annahme des bedingungslosen Grundeinkommens erst im Detail geklärt werden.» Rechenbeispiele gibt es mittlerweile einige.



Ein Berg von Geld – mit viel Glauben versetzt.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Der «Spiegel» hat im Rahmen seiner Berichterstattung das seines Erachtens «humanistische» Schweizer Modell mit dem «neoliberalen» finnischen Modell verglichen, der Bundesrat hat bereits eine Modellrechnung präsentiert, und auch das Initiativkomitee hat seine Vorstellung geäußert.

Derzeit nicht umsetzbar

Die für das Grundeinkommen nötigen Staatseinnahmen würden bei heutigem Stand etwa 200 Milliarden Franken ausmachen. Ein Teil der Aufwände könnte via Sozialwerke wie der Arbeitslosenversicherung oder der Sozialhilfe gedeckt werden. Je nach Quelle wären das 60 bis 70 Milliarden. Wobei Häni betont, dass die Sozialwerke damit nicht hinfällig würden. Das bedingungslose Grundeinkommen würde «nur» den existenzsichernden Teil der Sozialleistungen bedingungslos machen.

Woher allerdings die übrigen 140 Milliarden aus den Erwerbseinkommen stammen sollen, darüber herrscht grössere Uneinigkeit: Etwa über eine massive Erhöhung der Mehrwertsteuer?

«Es braucht kein zusätzliches Geld», sagt Häni schlicht. Woher es komme, also wie es transferiert werde: Das sei Sache der Gesetzgebung und damit des politischen Prozesses, wenn die Initiative angenommen sei – womit die Initianten der Fiskus-Debatte entwichen.

Ihre Position sei eben eine Grundsatzposition, um die sich auch die Kampagne drehe, sagt Daniel Häni: «Beim bedingungslosen Grundeinkommen geht es um den gesellschaftlichen Brennpunkt zwischen Arbeit, Macht und Freiheit.» Eine Verzettelung der Debatte auf einzelne Felder wie die Steuerdebatte oder einen Streit um Sinn und Unsinn der Sozialwerke sei «nicht Gegenstand des jetzigen Richtungsentscheides».

«Es geht um den gesellschaftlichen Brennpunkt zwischen Arbeit, Macht und Freiheit.»

Daniel Häni, Initiativkomitee

Und das ist Problem und Chance der Vorlage gleichzeitig. Denn noch ist dieses bedingungslose Grundeinkommen vielleicht als Grundsatz denkbar, nicht aber in der Umsetzung. Auch Daniel Häni sagt: Es brauche Geduld. Er rechne damit, dass es sogar erst in zehn bis zwanzig Jahren «in der einen oder anderen Form» wirklich umgesetzt wird, vielleicht zuerst in den USA, möglicherweise in kleinem Rahmen.

Somit bewirtschaftet die Kampagne zur Volksinitiative vor allem Gedankengut. Oder wie Häni sagt: «Die humanistische Antwort auf den technischen Fortschritt.» Humanistisch deshalb, weil sie den Menschen in einer sich voll automatisierenden Wirtschaftswelt vom Diktat der Erwerbstätigkeit befreien könnte.

Die realen Aussichten für die Volksabstimmung bleiben bescheiden, gemessen an den Widerständen aus Politik und Wirtschaft. Die Initianten verzichteten darauf, die Umfrage-Resultate zu einem allfälligen Abstimmungsresultat zu publizieren.

So läuft die Kampagne eben auch: Die Medien erhalten, was man ihnen geben mag. Die Show mit dem goldenen Wagen, die acht Millionen Fünfräppler, die vors Bundeshaus gekippt wurden, und die zentralen Fragen in Buchform – all das wirft letztlich mehr Fragen nach der konkreten Umsetzung auf, als es beantwortet.

Chancen jenseits des Establishments

Die Schöpfer der Initiative treffen mit ihrem Beharren auf dem Grundsätzlichen einen Nerv der Zeit. Dass das politische und mediale Establishment ob ihrer als krud wahrgenommenen Initiative nur die Köpfe schütteln mag, war absehbar. Nicht absehbar allerdings ist, was das bedingungslose Grundeinkommen ausserhalb dieser Sphäre zu mobilisieren vermag.

Bei jenen, die sich in der Entwicklung ihrer täglichen Arbeit bedroht fühlen. Bei jenen, die sich durch schlecht bezahlte Praktika anstatt einer Festanstellung arbeiten müssen, und bei jenen Arbeitnehmern einer stark technologisierten Generation, die nun auf den Arbeitsmarkt strömt und nur noch bedingt mit dem Wertesystem des 20. Jahrhunderts aufwächst.

Die eigentliche Überzeugungsarbeit findet damit in der Lebenswelt jener Klientel statt, die sich nur noch bedingt an Kommentarspalten und gedrucktem Papier orientiert. Das mag man arrogant nennen oder träumerisch oder naiv. Auf jeden Fall ist es aber ein Weg.

Ob der Tesla, der dem Kampagnenbüro laut Häni zur Verfügung gestellt worden ist, das richtige Fahrzeug ist oder nicht: Zumindest ist das goldene Auto leise, umweltschonend und darüber hinaus einfach noch wahnsinnig schick.

tageswoche.ch/+mom5n

×

Die Gegnerschaft der Durchsetzungsinitiative ist bunt und stark wie nie, die Debatte differenziert wie noch selten. Und doch zählt Mobilisierung mehr als gute Argumente.

“

S amstagsabend, gemütliches Znacht mit Freunden bei Rotwein, Ragout, Schoggimousse. Bis einer der Gäste ankündigt, dass er bald zum allerersten Mal abstimmen dürfe. Er besitzt erst seit Kurzem den Schweizer Pass und habe eben die Stimmunterlagen aus dem Briefkasten gezogen. Das Blut, das sich eben noch im satten Magen konzentriert hat, gerät rundum in Wallung.

«Die nächste Abstimmung ist wahnsinnig wichtig!»

«Wenn du nicht weisst, wie du abstimmen sollst, frag einfach uns!»

«Du musst die Durchsetzungsinitiative ablehnen. Unbedingt!»

Die drei Ausrufezeichen bringen die aktuelle Stimmung auf den Punkt. Egal, ob in den Medien, auf der Strasse, unter Freunden, auf Facebook: Vor der Abstimmung vom 28. Februar ist die Aufregung gross. Die Zivilgesellschaft ist alarmiert wie selten. Kaum eine Organisation, Interessen- oder Berufsgruppe, die noch nicht Position bezogen hat zur Durchsetzungsinitiative.

Interessant, wie facettenreich und differenziert die Debatte dadurch geworden ist. Zumindest die Reihen der Gegner sind äusserst vielgestaltig. Linke Ideologen sind ebenso gegen die Initiative wie Richter und Staatsanwälte, die Geschäftsleitung von Novartis ebenso wie NGO-Aktivistinnen. Die Debatte gewinnt dank breitem Spektrum der Sichtweisen.

Zustimmung nimmt ab

Erfreulich ist auch, dass sich wieder mehr Menschen an politischen Diskussionen beteiligen. Ob beim Abendessen mit Freunden, in der Cocktailbar oder an der Party – es wird leidenschaftlich diskutiert. Auch Politikverdrossene fühlen sich für einmal wieder mitgemeint.

Dabei bleibt es nicht bei blossen Äusserungen. Die wortstarken Gegner nehmen sogar Geld in die Hand. Das zeigt der Erfolg der Spendensammelaktion «Dringender Aufruf». Den Initianten ist es gelungen, in zwei Wochen fast 750 000 Franken für eine Plakatkampagne zu sammeln.

Das bleibt nicht ohne Folgen. Verhalten zuversichtlich stimmt ein Blick auf die jüngsten Umfrageergebnisse der SRG von Ende Januar. Demnach findet die Vorlage zwar immer noch 51 Prozent Zustimmung, bei der Umfrage vom November 2015 je-



Matthias Opliger ist Redaktor der TagesWoche.
tageswoche.ch/+93f6e

doch fiel die Zustimmung noch deutlich höher aus (66 Prozent).

Jene erste Umfrage wurde vom Pharmaverband Interpharma in Auftrag gegeben. Dessen Generalsekretär Thomas Cueni sagte damals gegenüber der NZZ, es sei ein «kleines Wunder» nötig, um eine Annahme der Initiative noch abzuwenden. Vielleicht gibt es dieses Wunder ja tatsächlich.

Den Schreck in den Knochen, bäumen sich heute viele auf. Angst ist für einmal ein guter Ratgeber.

Doch woher rührt dieses so plötzliche wie vehemente Engagement? Wie bei den Befürwortern, deren Argumente sich irgendwo zwischen offener Fremdenfeindlichkeit und diffuser Angst bewegen, dürfte es auch für die Gegner vor allem eine Motivation geben, nämlich Angst.

Vielen ist die Katerstimmung nach Minarett-, Ausschaffungs- und Masseneinwanderungsinitiative noch in äusserst ungueter Erinnerung. Lautstark wurden die Voten der Gegner damals leider oft erst im Nachhinein. Man schämte sich für sein Land. Steckte mit blassem Gesicht die Schlagzeilen bei «Spiegel Online» und «The Guardian» ein, als wären sie Schläge in die Magengrube. Man jammerte oder liess seinem Frust freien Lauf.

Die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative liegt jetzt genau zwei Jahre zurück. Der Schock, den die zutiefst wirtschaftsfeindliche Vorlage auslöste, ist noch nicht verdaut. Gerade linke Kreise müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, damals zu

passiv geblieben und folglich für das Debakel mitverantwortlich zu sein.

All das soll sich am 28. Februar bloss nicht wiederholen. Den Schreck in den Knochen, bäumen sich heute viele auf, die damals geschwiegen haben. Die Angst ist für einmal ein guter Ratgeber.

Der Glaube an die Überzeugungskraft guter, stichhaltiger, plausibler Argumente schwindet. TagesWoche-Kolumnist Georg Kreis beschreibt eine paradoxe Situation. Je zahlreicher die Argumente gegen die Initiative, desto eher könnte sie angenommen werden: «Gerade weil der Bundesrat, die Parlamentsmehrheit, die Medien, die Kirchen, die Grossparteien, die Verbände, natürlich die «classe politique» und alle «da oben» eine Vorlage ablehnen, ist man dafür. Der «Souverän» demonstriert so seine «Souveränität» – unberührt und unabhängig von guten Argumenten.»

Mobilisieren statt überzeugen

Die Meinungsvielfalt ist, zumindest gefühlt, dank sozialer Medien grösser denn je. Deren Algorithmen führen jedoch leider oft dazu, dass wir uns praktisch unbemerkt vor allem unter Gleichgesinnten tummeln. Uns «gefällt» der Post, der verlinkte Artikel, der sich mit unserer Meinung deckt oder uns darin sogar noch bestärkt.

So driften die verschiedenen Meinungsgruppen auseinander, anstatt dass sie vernetzt werden. Berührungspunkte werden seltener. Ein Austausch findet kaum noch statt. Die «Anderen» werden als unbelehrbar, ignorant, naiv oder gar unerreichbar abgeschrieben. Wer an der Urne ein «politisches Zeichen setzen» will, lässt sich so nicht umstimmen.

Somit wird die politische Diskussion als Ganzes abgeschrieben. Vorbei die Zeiten, als das beste Argument gewann. Wie der Jurist und Aktivist Matthias Bertschinger im Interview der TagesWoche sagte: «Der argumentbasierte Diskurs ist seltener geworden, es wird mit Parolen gekämpft.»

Gilt der Gegner als verloren, liegt die einzige logische Konsequenz in der Mobilisierung der Unterstützer. Wenn ich die Befürworter der Durchsetzungsinitiative schon nicht überzeugen kann, dann muss ich wenigstens dafür sorgen, dass die Gegner zahlreicher an die Urne gehen.

Die Macht der Masse löst die Macht des besten Argumentes ab. x

”

Für Männer-Lobbyist Markus Theunert verletzt die CVP-Initiative den Gleichstellungsartikel in der Verfassung und baut bewusst eine Hürde für die Homo-Ehe auf.

«Ich dachte, dass wir weiter sind»

von Jeremias Schulthess

Die CVP will per Volksinitiative die sogenannte Heiratsstrafe abschaffen. Gemeint ist damit die steuerliche Benachteiligung von bestimmten Ehepaaren. Am 28. Februar stimmen wir darüber ab.

Betroffen sind insbesondere verheiratete Doppelverdiener ohne Kinder – schätzungsweise 80 000 Paare in der Schweiz. Diese zahlen mehr Steuern als unverheiratete Paare in der gleichen Lebenslage. Die Unterschiede variieren von Kanton zu Kanton. Der grösste Unterschied besteht jedoch bei der Bundessteuer. Das zeigt eine Auswertung des «Tages-Anzeigers».

Was die Initiative neben steuertechnischen Details bedeutet, erklärt der Basler Markus Theunert, der als Männerbeauftragter beim Kanton Zürich arbeitet und die Organisation männer.ch leitet.

Herr Theunert, sind Sie verheiratet?

Nein.

Weil Sie so weniger Steuern zahlen?

Nein. Das haben wir gar nicht durchgerechnet. Es war vielmehr ein bewusster Entscheid gegen die Idee der Versorgungsgemeinschaft und für das Modell einer Solidargemeinschaft.

Inwiefern?

Die Idee der Ehe ist die: Ein Teil sorgt für die ausserhäusliche Sicherheit, der andere für die innerhäusliche. Sicherheit ist der Ursprung der Ehe, nicht die Liebe. Die Ehe schafft eine Wirtschaftsgemeinschaft, die zum Beispiel verhindern soll, dass der Mann abspringt, wenn die Frau ein Kind gebärt. Die Frau musste historisch gesehen für diese Sicherheit einen hohen Preis bezahlen: ihre Unterordnung. Bis in die 1980er-Jahre besaßen Männer das Recht, ihren Gattinnen eine Erwerbstätigkeit zu verbieten. Noch heute gibt es etliche Über-

bleibsel dieser patriarchalen Tradition, beispielsweise das Steuersystem. Und genau diesen patriarchalen Geist will die CVP jetzt zementieren, indem die «Wirtschaftsgemeinschaft» von «Frau und Mann» in die Verfassung geschrieben werden soll.

Was ist falsch daran, wenn zwei Menschen in einer Wirtschaftsgemeinschaft zusammenleben?

Es ist nicht falsch. Es ist einfach das falsche System, um die Gleichbehandlung von Frau und Mann herzustellen.

«Die CVP hat bewusst eine reaktionäre und Homosexuellen-feindliche Ehedefinition in den Initiativtext geschmuggelt.»

Warum?

Das System Ehe geht von einer traditionellen Arbeitsteilung aus, statt von lebenslanger Erwerbskontinuität beider Ehepartner. So fehlen die Anreize, dass beide Elternteile vergleichbar viel Erwerbsarbeit leisten. Es ist kein Zufall, dass die gleichstellungspolitisch fortschrittlichsten Länder die tiefsten Eheraten haben. In Finnland haben mehr als die Hälfte aller Neugeborenen unverheiratete Eltern, in der Schweiz nur ein Fünftel.

Wie könnte der Staat denn Anreize schaffen, damit Mann und Frau ähnlich viel arbeiten?

Aus meiner Sicht muss gelten: Jeder einzelne Mensch hat die Verpflichtung, für

sein Einkommen zu sorgen, und zwar unabhängig davon, ob er verheiratet ist oder nicht. In der Folge ist es völlig logisch, dass das Einkommen jeder Person einzeln versteuert werden muss. Alles andere führt per se zu Ungerechtigkeiten. Dann fängt nämlich die ganze Erbsenzählerei an. Wer ist dank der Ehe bevorzugt, wer benachteiligt? Steuerlich? Bei der Sozialversicherung? Dieses Problem könnte man sehr einfach lösen, indem man sagt: In unserer Gesellschaft gilt der Grundsatz, dass jeder Mensch für sich selbst sorgt und auch individuell besteuert wird. Das ist eigentlich ein sehr liberaler Grundsatz. Deswegen staune ich darüber, in welche Richtung die Diskussionen über die Heiratsstrafe laufen. Ich dachte, dass wir als Gesellschaft weiter sind.

Sie sagen: Eine Wirtschaftsgemeinschaft führt zu Ungleichbehandlung, da die Frau keinen Anreiz hat, zu arbeiten. Wer in der Wirtschaftsgemeinschaft arbeitet, ist jedoch nicht festgelegt. Genauso gut könnte die Frau Vollzeit arbeiten und der Mann zu Hause bleiben.

Ja, klar. Nur passiert das in lediglich ein bis zwei Prozent der Haushalte in der Schweiz.

Was nicht am System Ehe liegt, sondern an anderen Faktoren, wie etwa Kinderbetreuungs-Angeboten oder mangelnder Elternzeit.

Stimmt. Die Ehe ist nur eine Folge des herrschenden Systems, das Geschlechterdifferenzen fördert und an der Norm der heterosexuellen bürgerlichen Kernfamilie festhält, auch wenn die Realität sich schon viel weiter entwickelt hat

Warum ist die Initiative gegen die Heiratsstrafe denn falsch? Sie mindert



«Die Ehe ist nur eine Folge des herrschenden Systems, das Geschlechterdifferenzen fördert.»

FOTO: FABIAN UNTERNÄHRER

die Ungleichbehandlung von verheirateten und unverheirateten Paaren, was seit über 30 Jahren ein politisches Anliegen ist.

Man kann die Unterschiede sicher abfedern, etwa indem man die Steuerprogression anpasst. Dagegen habe ich nichts. Es bleibt aber letztlich reine Kosmetik. Wenn man die Unterschiede zwischen verheirateten und unverheirateten Menschen wirklich verhindern will, muss man jede Person individuell besteuern. Das wäre die einfachste Lösung. Die Initiative, wie sie nun vorliegt, ist meiner Einschätzung nach nicht mit unserer Verfassung in Einklang zu bringen.

Verfassungswidrig? Das müssen Sie erklären.

Artikel 8 der Bundesverfassung fordert die tatsächliche Gleichstellung von Mann und Frau in allen Lebensbereichen. Der Bund ist verpflichtet, diese zu fördern. Die CVP-Initiative läuft dem diametral zuwider, da die enge Definition von «Mann und Frau» als «Wirtschaftsgemeinschaft» keine Gleichstellung fördert, sondern im Gegenteil das überholte traditionelle Rollenmodell in die Verfassung schreibt. Mit der engen Definition von Wirtschaftsgemeinschaft von Mann und Frau versucht die CVP, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Man hätte diese Begriffe im Initiativtext einfach weglassen können: «Ehepaare dürfen nicht diskriminiert werden.» Das hätte genügt. Fertig. Dann hätte der Gesetzgeber nach einer Annahme die jeweils geltende Definition von Ehe verwenden können. Dass die CVP diese enge Definition festschreiben will, ist eine ideologisch begründete Schlaumeierei.

Dazu muss man sagen: Die CVP war im Parlament dazu bereit, auf die enge

Definition zu verzichten. Die anderen Parteien lehnten dies jedoch ab.

Es ist nicht die Aufgabe der anderen Parteien, die CVP vor ihrer eigenen Dreistigkeit zu retten. Offensichtlich war das Belassen dieser Definition ein Manöver, um die ganze Initiative zum Absturz zu bringen. Ob das eine kluge Strategie ist, darüber kann man streiten. Man muss einfach ganz klar sehen: Die CVP hat bewusst eine reaktionäre, Homosexuellen-feindliche Ehedefinition in den Initiativtext geschmuggelt.

«Mir ist egal, wie sehr ich in einer Ehe bestraft oder belohnt würde. Ich will so oder so nicht heiraten.»

Die Initiative schliesst nicht aus, dass eine Ehe für Homosexuelle erlaubt sein soll. Der Ehe-Begriff könnte zu einem späteren Zeitpunkt auch ausgeweitet werden.

Klar. Aber wieso steht im Initiativtext «Lebensgemeinschaft von Mann und Frau»? Die CVP baut mit dieser Formulierung eine Hürde für die Homo-Ehe ein – mit dem deklarierten Ziel, eine Öffnung der Ehe zu verhindern. Diese Vermischung zweier Themen finde ich unlauter.

Hat die Ehe ausgedient?

Das traditionelle Modell – der Mann arbeitet, die Frau bleibt zu Hause – ist heute kaum mehr lebbar. Die Scheidungsrate liegt bei etwa 50 Prozent, und spätestens dann geht das nicht mehr auf. Die Ehe kann man modernisieren oder andere Formen finden. In der Schweiz läuft die Diskussion

eher in die Richtung, neue Formen zu finden. Paare, die eine egalitäre Partnerschaft verfolgen, soll der Staat unterstützen, indem er Modelle zum Beispiel nach französischem Vorbild («Pacs») anbietet. So, wie die Ehe heute ist, ist sie nicht egalitär aufgebaut.

Wie sollte eine «Ehe light» denn aussehen?

Es geht nicht um eine «Ehe light», sondern um einen gesetzlichen Rahmen für egalitäre Beziehungs- und Familienmodelle, Solidargemeinschaften. Die Frage sollte sein, in welchem Rahmen die faire – das heisst hälftige – Teilung von Familien- und Erwerbsarbeit zwischen den Eltern am besten gelingen kann. Wenn man diese Frage nicht stellt, geht die Diskussion schnell in eine biologistische Richtung. Es heisst dann, Frauen sind für die Pflege von Kindern sowieso besser geeignet als Männer. Und das führt zu einem Zirkelschluss und bringt die Gleichbehandlung von Mann und Frau nicht voran.

Wenn die Initiative gegen die Heiratsstrafe angenommen wird, erwägen Sie dann, Ihre Lebensgefährtin zu heiraten?

Mir ist es egal, wie sehr ich in einer Ehe bestraft oder belohnt würde. Ich will so oder so nicht heiraten. Mich ärgert höchstens, dass die Gemeinschaft mehr zahlen muss, wenn die Initiative angenommen wird. Die gut verdienenden Ehepaare werden um etwa zwei Milliarden Franken entlastet, das muss an anderer Stelle kompensiert werden. Andere familienpolitische Projekte wie der Vaterschaftsurlaub hätten nach einer Annahme der Initiative einen ungleich schwereren Stand, da dafür das Geld fehlen würde.

tageswoche.ch/+fv1vm

Markus Theunert (42) ist Generalsekretär von männer.ch. Er studierte Psychologie und Soziologie in Basel und lebt seit einigen Jahren in Zürich. Theunert hat eine Tochter und lebt mit seiner Lebensgefährtin im Konkubinats.

Einst durften Arme in der Schweiz weder ein Wirtshaus betreten noch heiraten. Sie landeten in Anstalten und verloren ihre Bürgerrechte. Auch heute wird Armut wieder sanktioniert.

Die Armen werden kriminalisiert

Hier hilft der Staat einem Obdachlosen in einer kalten Winternacht. Oft aber werden sozial Benachteiligte ausgegrenzt und vertrieben.



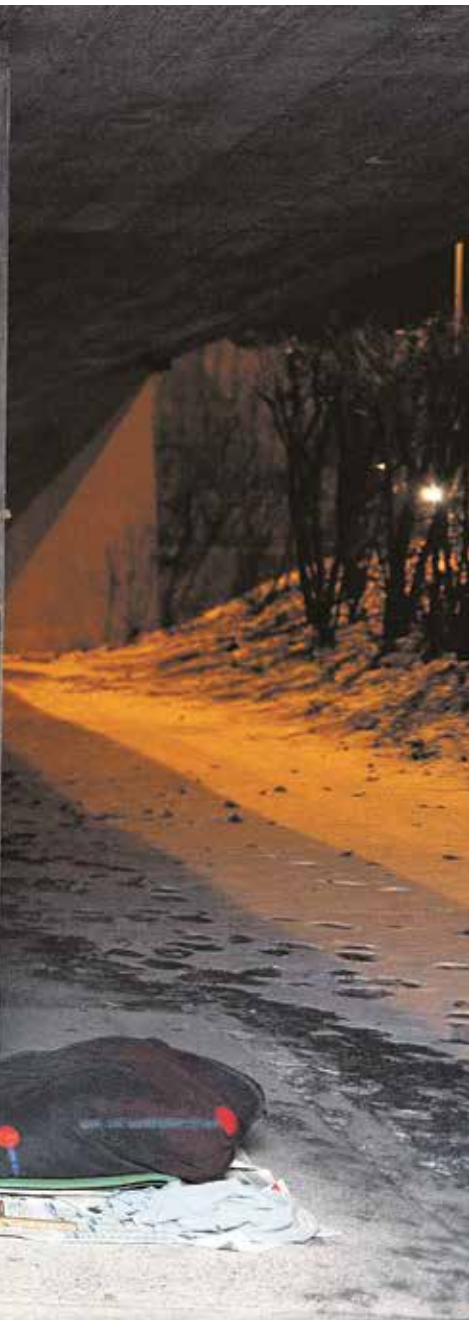
von Alexander Suter

Mittlerweile ist in der öffentlichen Diskussion angekommen, dass eine Annahme der Durchsetzungsiniziativa vor allem die Menschen in der Sozialhilfe treffen wird. Bei Missbräuchen sollen selbst Secondos ohne Vorstrafen das Land verlassen müssen – auch wenn es nur um 300 Franken geht.

Es sind aber nicht nur die «kriminellen Sozialschmarotzer», die man loswerden möchte. Selbst wer sich korrekt verhält und dennoch auf Sozialhilfe angewiesen ist, kann bereits heute zum Verlassen der Schweiz gezwungen werden. Das Ausländergesetz sieht vor, dass der Bezug von Sozialhilfe zum Verlust einer Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung führen kann.

Auch die Einbürgerung soll künftig verwehrt bleiben, wenn jemand in den letzten Jahren Sozialhilfe bezogen hat. Dies gilt schon heute im Kanton Bern; der Bundesrat möchte die Regelung nun schweizweit einführen.

FOTO: KEYSTONE



Nicht nur Ausländerinnen und Ausländer sind davon betroffen, dass Armut zunehmend sanktioniert wird. Wenn sich Armut nicht ausschaffen lässt, soll sie zumindest aus dem öffentlichen Raum verschwinden. Zahlreiche Kantone und Gemeinden haben das Betteln in den letzten Jahren verboten. Per Fernhalteverfügung werden Randständige von öffentlichen Plätzen verwiesen, und im Grossen Rat von Basel-Stadt wird gefordert, dass öffentliche Plätze möglichst so zu gestalten sind, dass Randständige dort keine Sitzgelegenheiten mehr finden.

Basel will öffentliche Plätze so gestalten, dass Randständige keine Sitzgelegenheit finden.

Einzelne Gemeinden gehen noch weiter und möchten die Bedürftigen gleich ganz loswerden, damit sie deren Existenzminimum nicht zu bezahlen haben. Die Massnahmen reichen bis hin zu Mitteilungen an Hauseigentümer, sie sollen ihre Wohnungen nicht mehr an Sozialhilfebezügler vermieten.

Die fehlende Solidarität wird mit finanziellen Notwendigkeiten begründet. Die Gesellschaft soll nicht mit der Finanzierung der «Sozialindustrie» und deren Klientinnen und Klienten belastet werden. In einem Land mit mehr Millionären als Sozialhilfebezügern (2014 waren es 330 000 respektive 270 000) fehlt diesem Argument jedoch die notwendige Sachlichkeit. Gerade einmal 0,38 Prozent des Bruttoinlandprodukts reichten im Jahr 2012 aus, um die ganze Sozialhilfe zu finanzieren.

Die Entfernung von Bedürftigen aus dem Stadtbild lässt sich ebenfalls nicht rechtfertigen. Der öffentliche Raum wird gerade dadurch charakterisiert, dass er allen Mitgliedern der Gesellschaft zur möglichst freien Benützung offensteht. Die Mehrheit hat keinen Anspruch darauf, nicht mit jenen konfrontiert zu werden, die als Bettler oder Suchtkranke ganz am Rand der Gesellschaft angekommen sind.

Am Wohl der Schwachen gemessen

Obwohl sich die Sanktionierung von Armut mit sachlichen Argumenten nicht rechtfertigen lässt, haben politische Forderungen danach immer wieder Erfolg. Die Interessen von Armen gehen im politischen Prozess unter. Dass Armut nicht die Schuld des Einzelnen ist, wird regelmässig übersehen. Gerade dieser Punkt ist aber zentral, er nimmt die Gesellschaft in die Verantwortung. Dies gebietet auch die Bundesverfassung, die explizit festhält, dass «die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen».

Arme sind besonders darauf angewiesen, dass sie vor Benachteiligung durch eine politische Mehrheit geschützt werden. Deshalb wurden die Grundrech-

te in die Schweizerische Bundesverfassung aufgenommen. Sie gründen auf der Überzeugung, dass auch eine Mehrheit respektieren muss, dass ihre Macht nicht jede Behandlung von Minderheiten rechtfertigt.

Schutz vor Diskriminierung

Die Sanktionierung von Armut kollidiert mit verschiedenen Grundrechten. Bettelverbote beschneiden die persönliche Freiheit, Wegweisungen die Bewegungsfreiheit. Wenn Gemeinden den Zuzug von Sozialhilfebezügern verhindern, beschränken sie deren Niederlassungsfreiheit. Und wenn schon der Sozialmissbrauch von 300 Franken zur Ausschaffung führt, ist dies unverhältnismässig und grenzt an Willkür.

Insbesondere aber werden die Betroffenen diskriminiert. Mit dem Diskriminierungsverbot sollen diejenigen Personengruppen geschützt werden, die in besonderem Masse von Herabwürdigung und sozialer Ausgrenzung bedroht sind. Wie die Geschichte zeigt, wurden Menschen aufgrund von Armut schon früher ausgegrenzt und als «Unwürdige» benachteiligt. Die aktuelle Entwicklung zeigt, dass diese Gefahr auch heute besteht, wo Armut inmitten von Reichtum existiert.

Die Gerichte müssen sich hüten, ebenfalls den stereotypen Vorstellungen von Armut zu verfallen.

Das Bundesgericht hat sich bereits in verschiedenen Fällen geweigert, Armen einen Schutz vor Diskriminierung zu gewähren. Die dafür vorgebrachten Gründe vermögen allerdings nicht zu überzeugen. Besonders problematisch sind jene Fälle, in denen sich das Gericht mit Verweis auf die politische Dimension einer Sanktion zurückhält und diese nicht verbietet.

Diese Zurückhaltung muss aufgegeben werden, weil die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft besonders auf das Versprechen der Grundrechte angewiesen sind. Die Gerichte müssen sich hüten, ebenfalls den stereotypen Vorstellungen von Armut zu verfallen, und sie dürfen wirtschaftliche Interessen nicht mehr höher gewichten als den Schutz der Schwächsten.

tageswoche.ch/+mcb39 ×

Alexander Suter hat an der Juristischen Fakultät der Uni Basel zum Thema «Armut und Diskriminierung» promoviert. Er arbeitet für die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) in Bern.

Die deutsche Regierung verschärft die Asylgesetze, um damit Ausländerfeinden den Boden zu entziehen. Doch das Kuschen vor den Rechtspopulisten kann nicht funktionieren.

“

Immer mehr Länder dieser Welt werden sicher. Ist das nicht eine gute Nachricht? Allerdings stimmt sie nur auf dem Papier. Denn sie beruht auf einer bürokratischen Konstruktion, die dem Ziel dient, Flüchtlinge, die Antrag auf Asyl stellen wollen, schnell aus Deutschland abschieben zu können. Entweder in – eben – sichere «Drittländer» (also Staaten, über die ein Flüchtling nach Deutschland oder die EU einreiste) oder auch in ihre Herkunftsstaaten, sofern diese als sicher eingestuft sind.

Seit Deutschland einem verstärkten Aufnahmepressure durch Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylsuchende ausgesetzt ist, werden die Aufnahmekriterien verschärft. Zum einen durch gesetzliche Änderungen, zum anderen, indem immer mehr Länder für sicher erklärt werden.

Erst vor wenigen Monaten wurden die Staaten des Westbalkans für sicher erklärt, darunter auch Kosovo. Das irritiert insofern, als gleichzeitig behauptet wird, im Kosovo herrsche eine derartige Unsicherheit, dass dort die Präsenz deutscher Soldaten erforderlich sei. Was stimmt denn nun?

Auf der Liste der sicheren Staaten stehen inzwischen auch Länder wie Marokko, Tunesien und Algerien.

Auf der Liste der sicheren Staaten stehen inzwischen auch Marokko, Tunesien und Algerien. Den Bayern reicht das natürlich nicht. Deren Wunschliste enthält auch Länder wie Nigeria, in der die Islamistenmiliz Boko Haram brutal agiert, oder Mali, das Land, in dem die Bundeswehr mit 650 Soldaten den Kampf gegen den Terror unterstützt.

Und weil es so gut passt: Selbstverständlich verhandelt der deutsche Innenminister de Maizière zurzeit mit der afghanischen Regierung über die Rücknahme von Flüchtlingen. Irgendein sicheres



Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker (Die Linke).
tageswoche.ch/+1qbkv

Plätzchen wird sich in Afghanistan schon finden lassen, meint er.

Die Bundesregierung hat einen schlechten Weg eingeschlagen. Sie versucht, der rechtspopulistischen Hetze und der Empfindlichkeit von Bevölkerungsgruppen für diese Propaganda den Boden zu entziehen, indem sie Handlungsfähigkeit simuliert. Tatsächlich legitimiert sie im Nachhinein den Rechtspopulismus. Dessen Repräsentanten können sich hinstellen und auf die Brust klopfen: «Seht her! Wir machen Druck und es passiert etwas!»

Populismus ist nicht das Problem, aber in diesem Fall geht es um den menschenfeindlichen Inhalt des Rechtspopulismus. Dessen Botschaft lautet doch: «Ihr habt kein Recht auf Schutz vor Verfolgung und Bedrohung – zumindest nicht bei uns!» Rechte sollen nicht mehr garantiert werden, sie sollen also im Kern keine Rechte mehr sein. Hier beginnt man zu ahnen, was diese Leute im Schilde führen.

Ich habe dieses Nachgeben gegenüber rechten Stimmungslagen schon einmal erlebt. 1993 sagten einige, dass das Boot voll sei. Auch damals haben die Konservativen und die Sozialdemokratie das Asylrecht verschärft. Die rechtsradikale Szene wurde zunehmend militanter und es entstand später jene Terrororganisation, die unter dem Kürzel NSU bekannt wurde. Normalerweise habe ich Verständnis für menschliche Schwächen, wozu nicht nur Fehler gehören, sondern auch das Wiederholen von Fehlern. Es gibt aber Dinge, da kann man sich das nicht leisten.

Dass nun zwei Frauen der rechtspopulistischen Alternative für Deutschland (AfD), die Bundesvorsitzende Frauke Petry und die Berliner Spitzenkandidatin für die Abgeordnetenhauswahlen, Beatrix

von Storch, mit Sprüchen aufgefallen sind, wonach an der Grenze auch Schüsse auf Flüchtlinge erlaubt sein müssten, liegt auf der Linie dieser Eskalationslogik. Ich hoffe, sie verlieren wenigstens dadurch an Zustimmung.

Es wäre klug von der Regierung, jetzt nicht empört zu tun, um dann doch nur weitere reaktionäre Asylpolitik zu betreiben. Klug wäre es, sich von der Eskalationslogik nicht ansprechen zu lassen, sondern von der Politiksimulation wegzukommen. Glaubt denn wirklich jemand, dass der Krieg in Syrien und im Irak einfach so beendet werden kann? Glaubt denn wirklich jemand, dass die Einschränkungen im Asylrecht nicht die Nebenfolge haben, dass die illegale Einwanderung ansteigt? Glaubt wirklich jemand, dass sich die Kosten der Integration dadurch senken lassen, dass Bund und Länder über deren Aufteilung streiten, statt neue Finanzierungsquellen zu erschliessen?

Was die AfD nicht sagt: Sie ist gegen soziale Umverteilung und folgt einem neoliberalen Staatsbild.

Denn eines sagt die AfD nicht: Sie ist gegen soziale Umverteilung und folgt einem neoliberalen Staatsbild. Ginge es nach ihr, müssten die «kleinen Leute», in deren Namen sie zu sprechen vorgibt, für die Kosten der Flüchtlingsunterbringung und Integration aufkommen.

Die Bundesregierung hat aber nicht den Mut, offen über die Möglichkeiten der Finanzierung der Integration zu sprechen. Sie müsste sich von einigen Dogmen lösen, wie etwa der Austeritätspolitik, der Ideologie des schlanken Staates oder der Politik der steuerlichen Privilegierung der Reichen und Superreichen. Nur wenn wir hier einen Neuanfang wagen, anstatt hektisch auf AfD-Provokationen zu reagieren, werden wir die Probleme in den Griff bekommen. x

”

In der Kurdenstadt Diyarbakir liegt ein Mädchen seit einem Monat erschossen in einem Haus. Ihre Leiche können die Eltern nicht holen. Denn in der Altstadt führt der türkische Staat Krieg.

Das viel zu kurze Leben der Rozerin Çukur



Nicht nur um Rozerin Çukur wird getrauert: Die Mütter dreier getöteter Männer sind im Hungerstreik.

FOTO: HILAL SEVEN

von Markus Bernath

Ein neues Toledo soll es werden, verspricht Ahmet Davutoğlu dieser Tage vor verdutzten Zuhörern. Die Altstadt von Diyarbakir will der türkische Regierungschef wieder aufbauen lassen, schöner und grösser, wie die Hauptstadt Kastiliens nach dem spanischen Bürgerkrieg.

Nur ein Detail hat der ehemalige Politikprofessor Davutoğlu vergessen: Vor dem Wiederaufbau wurde Toledo von Francos Truppen erobert. Spaniens Faschisten machten aus der langen Schlacht um Toledo 1936 einen Propagandasieg. Kein Vergleich, den die regierenden Konservativ-Religiösen in der Türkei von Ahmet Davutoğlu und Staatschef Tayyip Erdogan eigentlich wollen.

Und noch kämpft die türkische Armee ja mit Panzern und Artillerie gegen die Bewaffneten in Diyarbakir, der inoffiziellen Hauptstadt der Kurden im Südosten des Landes. So wie sie in einem Dutzend anderer mehrheitlich kurdischer Städte kämpft. Jede Woche verliert sie Soldaten und bringt die Zivilbevölkerung gegen sich auf. Tragische Geschichten vergiften das Leben zwischen Kurden und Türken im Land, Geschichten wie die von Rozerin Çukur, dem Mädchen, das in Diyarbakir zwischen die Fronten kam.

Tragödien wie die von Rozerin Çukur vergiften das Leben zwischen Kurden und Türken.

Für die Scharfschützen war Rozerin Çukur eine Terroristin, eine der jungen Kurdinnen, die eine Waffe in die Hand nehmen und in der Altstadt von Diyarbakir gegen den türkischen Staat kämpfen. Für ihre Mutter war Rozerin nur ein 16-jähriges Schulmädchen, das eine Freundin besuchen wollte. «Sie war so klug. Ich wollte dabei sein, wenn sie ihr Diplom von der Universität bekommt», sagt die Mutter und weint.

Häuserkrieg in der Altstadt

Fahriye Çukur hält ein gerahmtes Bild ihrer Tochter in den Händen. Es ist das offizielle Schulfoto, das Gesicht einer jungen Frau mit langem schwarzem Haar und dem suchenden Blick eines Teenagers. Rozerin trägt ihre hellblaue Schuluniform mit dem roten Emblem der türkischen Republik. So wie an dem Tag, als sie nach Suriçi ging, der engen, verwinkelten Altstadt von Diyarbakir.

Dort liegt Rozerin Çukur jetzt mit einer Kugel im Kopf. Anwohner zogen die Leiche der Schülerin in ein Haus – wurde der Familie zumindest berichtet. Einen Monat ist das mittlerweile her. Rozerin wurde am 8. Januar erschossen, und dass die Çukurs den Leichnam ihrer ältesten Tochter nicht

holen können, macht Familie und Verwandte noch verzweifelter. Seit Dezember letzten Jahres ist Krieg in Diyarbakir, einer Stadt mit knapp einer Million Einwohnern.

Was innerhalb der gewaltigen Stadtmauern von Diyarbakir genau geschah, nachdem die 16-Jährige nach Suriçi ging, ist nicht klar. Es war der 11. Dezember, die Behörden hatten in der Nacht zuvor die Ausgangssperre aufgehoben, die seit Tagen galt. Anwohner kauften wieder Lebensmittel oder aber packten ihre Habseligkeiten und nutzten die Gelegenheit zur Flucht.

Rozerin besuchte ihre Freundin. Doch die Freiheit dauerte nur 17 Stunden. Als der Provinzgouverneur am Nachmittag erneut eine Ausgangssperre über Suriçi erliess, war Rozerin gefangen, sagt ihre Familie. Fast einen Monat steckt das Mädchen in der zerschossenen Altstadt fest, wo sich Armee und Sondereinheiten der Polizei einen Häuserkrieg gegen militante Jugendliche und die kurdische Untergrundbewegung PKK liefern.

300 000 Menschen auf der Flucht

In 18 Städten im Südosten der Türkei ist derzeit Krieg. Die türkische Armee habe die Dynamik dieser militärischen Auseinandersetzung nicht begriffen, sagt Metin Gürçan, selbst ein ehemaliger Offizier. Er war in Afghanistan im Einsatz. Heute schreibt er als Sicherheitsexperte Kolumnen und diskutiert in Fernsehrunden. Erstmals hat die PKK ihren jahrzehntealten Konflikt mit dem türkischen Staat vom ländlichen Gebiet in die Städte getragen.

«Ankara versucht eine Art Belagerungsstrategie in diesen Städten, um den Willen der PKK-Kämpfer und jener Zivilisten zu brechen, die sie unterstützen», sagt Gürçan. «Daraus ist ein psychologischer Krieg geworden. Doch wer zahlt dafür den höchsten Preis? Die Zivilbevölkerung. Die sozialen und wirtschaftlichen Kosten dieses Städtekriegs sind hoch.» Mindestens 300 000 Menschen sind aus ihren Wohnvierteln geflohen, seit im Südosten der Türkei gekämpft wird. Mehr als 150 Zivilisten sind bisher bei den Gefechten gestorben.

Rozerin soll in Hasirli erschossen worden sein, einem Viertel in Suriçi, das direkt an die Stadtmauer grenzt und besonders umkämpft ist. Wollte die Schülerin fliehen oder nur an die frische Luft, als sie trotz des Verbots auf die Gasse ging? Hat sie sich während des Monats des Gefangenseins doch den bewaffneten anderen jungen Kurden angeschlossen? Freiwillig oder unter Druck?

Rozerin ist nicht die Einzige, um die getrauert wird. Drei weitere Mütter sitzen neben Fahriye Çukur, die nicht aufhört zu weinen. Ramazan Ögüt ist auch nur 16 Jahre alt geworden, Isa Oran und Mesut Seviktekte starben am selben Tag, am 23. Dezember, der eine mit 21, der andere mit 24 Jahren. Auch die drei jungen Männer sind noch nicht bestattet. Ihre Leichen liegen ebenfalls irgendwo in Suriçi.

Die Familien sind deshalb im Hungerstreik. Sie sitzen auf Decken und Polstern



Das radikale Durchgreifen der türkischen

in einem Zimmer des Menschenrechtsvereins in Diyarbakir, die Mütter mit den eingerahmten Porträtbildern. Fahriye Çukur ist meistens auch dabei, nur den Hungerstreik macht sie nicht mit. Es ist ihre Art zu zeigen, dass Rozerin keine bewaffnete Kämpferin gewesen sei, anders als die jungen Männer.

Junge Kurden haben mit dem Staat gebrochen: Entweder sie gehen in die Berge, oder sie verteidigen ihre Städte.

«Was hätte er sonst tun sollen? Er hatte keine Wahl», sagt Mesut Seviktteks Bruder. Ihsan Seviktekte hat einen kleinen Gemischtwarenladen in Suriçi. Er war ein Mann mit Humor, das lässt sich an seinem Gesicht ablesen, auch wenn es nun hager und müde ist nach Wochen im Hungerstreik. Drei Jahre sass sein junger Bruder Mesut bereits im Gefängnis, erzählt er, und als Mesut herauskam, habe ihn die Polizei weiter drangsaliert.

Die jungen Kurden haben mit dem Staat gebrochen. «Entweder sie gehen in die Ber-



Armee radikalisiert vor allem jugendliche Kurdinnen und Kurden.

FOTO: REUTERS

ge oder sie verteidigen sich selbst in den Städten», so versucht Ihsan Sevikték diesen Krieg zu erklären. Die «Berge» sind im Nordirak, wo die Untergrundarmee PKK ihr Hauptquartier hat.

Die Gruppe der Militanten in Suriçi soll klein sein, wie ein Beobachter der Lage in Diyarbakir sagt. Viel kleiner als die Regierung glauben machen will. Die vermeldet regelmässig den Tod von Hunderten von Terroristen – in Diyarbakir, in Çizre, Nusaybin und den vielen anderen Städten an der Grenze zu Syrien und dem Irak.

20 Kämpfer der YPS, der Selbstverteidigungskräfte der Zivilisten, wie sie sich nennen, könnten es in der Altstadt von Diyarbakir sein. Ausgebildet und angeleitet würden sie von zwei oder drei Guerilla-Kämpfern der PKK. Im Frühjahr, wenn die Witterung in den Kandil-Bergen im Nordirak milder wird, sagt der lokale Beobachter voraus, würden wohl mehr PKK-Mitglieder nach Diyarbakir kommen. Dann werden die Kämpfe nur heftiger.

Zurück an den Verhandlungstisch

Die türkische Regierung dagegen verspricht immer wieder den Sieg in der Stadt. Ende Februar soll es nun so weit sein. «Sie können das», sagt Metin Gürçan, der Sicherheitsexperte. «Aber die Frage ist, was danach kommt. Ist der militärische Sieg

genug?» Gürçan empfiehlt eine andere Strategie, er macht Anleihen beim zeitweise erfolgreichen Konzept der US-Armee in Afghanistan und im Irak. Auf die Zivilisten, die in den Städten festsitzen, sollte sich die türkische Regierung konzentrieren. «Deren Herzen muss man gewinnen, um auch diesen Konflikt zu gewinnen.»

Ahmet Davutoğlu, der Regierungschef, versucht es auf seine Weise. Er verspricht den Kurden in Diyarbakir den Wiederaufbau, sein strahlendes Toledo.

Die türkische Regierung will die Zerstückelung des Landes verhindern – dafür ist ihr jedes Mittel recht.

An der Stadtmauer von Diyarbakir, nicht weit vom Dağ Kapi, einem Tor, wo die Panzer der Armee stehen, wartet ein junger Kurde auf seinen Freund. Ahmet bereitet sich auf die Aufnahmeprüfung zur Universität vor. Er will Psychologie studieren, so wie Rozerin, das erschossene Schulmädchen.

Zehn Tage ist es her, da ging er aus dem Haus in seinen Vorbereitungskurs für die Prüfung. Als er abends zurückkam, war

auch in seinem Viertel plötzlich Ausgangssperre. Ahmet verbrachte die Nacht in einer Zelle auf der Polizeiwache – als potenzieller Terrorist. Das ist das Los der Kurden in der Türkei, sagt Ahmet, ein sanfter junger Mann, und verabschiedet sich mit diesem fürchterlichen Satz: «Wenn niemand stirbt, wird es hier keinen Frieden geben.»

Nicht zufällig ähnelt die kurdische Abkürzung der «Selbstverteidigungskräfte» jener der YPG-Miliz in Syrien. Die hat sich an der Grenze zur Türkei ein eigenes Stück Kurdistan gegen die Islamisten erkämpft: Rojava. Für die Türken ist das der Albtraum. Die Zerstückelung des Landes, autonome «Kantone», wie sie die jungen Bewaffneten in den Städten schon ausgerufen haben, das will die Regierung verhindern. Und dafür scheint ihr jedes Mittel recht.

Doch mehr als drei Jahre hat Ankara mit den Kurden der PKK verhandelt. Zunächst geheim, dann in einem offiziellen Rahmen. Bis im Sommer 2015 der Friedensprozess zusammenbrach. Wie viele in Diyarbakir glaubt deshalb auch Ihsan Sevikték, der Händler aus dem Altstadtviertel, an eine Lösung, aller Toten zum Trotz. «Die Regierung weiss es genau», sagt er. «Sie muss an den Verhandlungstisch zurückkommen.»

tageswoche.ch/+64pe6

×



Da drüben wären wir in Sicherheit: Syrische Flüchtlinge an der Grenze zur Türkei.

FOTO: KEYSTONE

Syrien

Nicht einmischen oder intervenieren? Der Krieg in Syrien zeigt einmal mehr, wie die UNO zwischen den Eigeninteressen ihrer Mitglieder in die Handlungsunfähigkeit gerät.

Zwischen Pech und Schwefel

von Georg Kreis

S yrien ist Gründungsmitglied der UNO und ein Produkt der europäischen Kolonialherrschaft. Theoretisch ist es zudem ein Land, dessen Grenzen und Regierung respektiert werden sollten. In der heutigen Realität ist es aber ein Land, in dem etwa eine Viertelmillion Menschen zu Tode gekommen und Abermillionen vertrieben worden sind (6,6 Millionen innerhalb des Landes, 4,5 Millionen aus dem Land). Da stellt sich dringend die Frage: Wer ist für diese Bevölkerung und dieses Land zuständig?

Gemäss – eigentlich – geltender Weltordnung ist ein Land selbst dafür verant-

wortlich beziehungsweise seine Regierung. Für die UNO gilt gemäss Art. 2,4: «Alle Mitglieder unterlassen in ihren internationalen Beziehungen jede gegen die territoriale Unversehrtheit oder die politische Unabhängigkeit eines Staates gerichtete oder sonst mit den Zielen der Vereinten Nationen unvereinbare Androhung oder Anwendung von Gewalt.» Andere Staaten beziehungsweise die Staatengemeinschaft sind also nicht zuständig für «innere» Fragen eines Landes.

Zuständig im «Innern» ist in Syrien das Assad-Regime, das nach parteiinternen Machtkämpfen aus der herrschenden

Baath-Partei hervorgegangen ist. Vater Hafiz al-Assad liess sich 1971 mit 99,2 Prozent der Stimmen (ohne Gegenkandidaten) zum Staatspräsidenten wählen. Nach dessen Tod wurde im Juli 2000 Sohn Baschar mit 97,29 Prozent Stimmen (wiederum ohne Gegenkandidaten) zum nächsten Präsidenten gekürt. Zuvor musste allerdings schnell, schnell die Altersbestimmung der Verfassung geändert werden, damit Baschar gewählt werden konnte.

Die an Baschar angemachte Herrschaft ist nicht legitimer oder illegitimer als viele andere Herrschaften dieser Welt. Die Legitimitätsfrage verschärft sich aber in dem

Masse, als die einem Regime ausgesetzte Bevölkerung leidet. Das war etwa bei Robert Mugabe so, dem Staatschef von Simbabwe, bei dessen Bestätigungswahlen stets grobe Unregelmässigkeiten vorkamen. Wegen der Hungersnot in diesem Land sprach sich Jean Ziegler, der UNO-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, für eine militärische UNO-Intervention gegen die Regierung Mugabes aus.

Der auf Souveränität pochende Assad ist längst nicht mehr souverän, sondern in höchstem Mass von Moskau und Teheran abhängig.

Mit Syrien muss sich die Welt seit Längerem befassen: diplomatisch-politisch, humanitär, militärisch. Letzte Woche sind die diplomatischen Verhandlungen in Genf, kaum halbwegs begonnen, bereits wieder vertagt worden. Quasi parallel dazu hat in London eine hochdotierte Geberkonferenz stattgefunden. Geld ist (sofern es je ausbezahlt wird) leichter aufzubringen als verbindliches Engagement.

Und in dieser Woche hat der UNO-Menschenrechtsrat einen alarmierenden Bericht veröffentlicht, wonach in syrischen Haftanstalten und Gefangenenlagern Tausende von Menschen gequält und getötet worden sind. Auch die Medien berichten tagtäglich über das systematische Aushungern der Bevölkerung ganzer Regionen.

Militärische Interventionen finden bekanntlich ebenfalls seit Längerem statt, in verschiedenen Formen, mit Waffenlieferungen, mit externen Milizen und vor allem mit Bombardierungen, und dies in verschiedenen Richtungen: gegen die Truppen des IS, gegen die verschiedenen Varianten der syrischen Oppositionskräfte (Freie Syrische Armee), kaum aber gegen die reguläre Assad-Armee. Dies alles geschieht ohne UNO-Mandat.

Auch mit Kriminellen verhandeln

Der UNO-Sicherheitsrat ist handlungsunfähig. Die im eigenen Hause zur Despotie neigenden Regime in Russland oder China sehen in Assad einen legitimen Herrscher, dessen Macht wieder hergestellt werden müsse. Dies, obwohl sich Assad massiv an seinem «eigenen» Volk vergreifen hat und für den Tod von Hunderttausenden von Menschen hauptverantwortlich ist. Kommt hinzu, dass der auf Souveränität pochende Assad längst nicht mehr souverän, sondern in höchstem Mass von Moskau und Teheran abhängig ist.

Assad selber gibt sich überzeugt, dass «sein» Volk hinter ihm steht und dieses Volk aus einem breiten Spektrum von Religionen und Ethnien besteht. Diejenigen aber, die 2011 im Arabischen Frühling den Fehler

begingen, freie Meinungsäusserung zu beanspruchen und deswegen einer massiven Repression ausgesetzt waren, gehören nicht zu Assads «Volk».

Für den syrischen Machthaber sind die Aufstände ausschliesslich das Werk fremder Mächte – und Terroristen. Seiner Position kommt entgegen, dass im Gegenlager tatsächlich der Terrorismus des IS wütet, der das Assad-Regime an Unmenschlichkeit noch übertrifft.

Assad selbst sagte in einem Interview im niederländischen Fernsehen: «Wir sind ein souveränes Land. Ob es nun einen guten oder schlechten Präsidenten gibt, das ist eine rein syrische Angelegenheit, keine europäische. (...) Wir verschwenden darauf gar keinen Gedanken. Das syrische Volk entscheidet, wer geht oder bleibt. Wenn das Volk mich nicht mehr haben will, dann muss ich sofort gehen, noch heute. (...) Allerdings, wenn sie mich weghaben wollen, müssen sie den Weg über die Wahlen nehmen.»

Fragwürdige «Schutzverantwortung»

Wie kann man mit jemandem verhandeln, der diese Position einnimmt? Allerdings schliesst der kriminelle Charakter eines Regimes nicht aus, dass man mit ihm verhandeln muss, wenn es von unmittelbarem Nutzen für die direkt betroffenen Menschen ist. Das hat man schon 1995 mit Milosevic in Dayton gemacht, obwohl kein Zweifel bestehen konnte, dass er ein Kriegsverbrecher war.

Im Fall von Assad kann es aber nicht um die völlige Restauration seines Regimes gehen, sondern nur um eine für alle Seiten akzeptable Übergangsordnung und eine Art freien Abgang für den Despoten.

Irgendwo wird sich bestimmt eine schöne Residenz finden, so wie für Idi Amin, den auf Lebenszeit gewählten Präsidenten Ugandas, für den 1979 in der saudi-arabischen Stadt Dschidda ein Plätzchen gefunden worden ist. Der als Schlächter von Afrika titulierte Ex-Diktator starb dort nach langem Koma im August 2003, von der Welt völlig vergessen, an Bluthochdruck und Nierenversagen.

Das UNO-Prinzip der Nichteinmischung wurde erstmals beiseite geschoben, als in den Jahren 1992–1995 in Somalia mit einer als «humanitären Intervention» bezeichneten Invasion versucht wurde, für die Bevölkerung lebbarere Verhältnisse wiederherzustellen. Das Scheitern dieser militärischen Mission und die kontroverse Beurteilung der 1999 von der Nato ohne UNO-Mandat unternommenen Intervention im Kosovo sind nicht dazu angetan, dass man diesen Weg heute zuversichtlich erneut beschreiten könnte.

Das Prinzip der «humanitären Intervention» ist inzwischen zur Schutzverantwortung (responsibility to protect) weiterentwickelt und von der UNO-Generalversammlung 2005 anerkannt worden. Es bleibt allerdings umstritten und unverbindlich. 2011 diente es als Legitimation für die Intervention in Libyen. Was aus dieser

Aktion zum Schutze des «Volkes» gegen Diktator al-Gaddafi geworden ist, konnten wir mitverfolgen.

Die Fragwürdigkeit dieses Prinzips zeigt sich nicht nur in seiner Anwendung, sondern auch in der Nichtanwendung in zahlreichen anderen Fällen, denen die Weltgemeinschaft ziemlich gleichgültig gegenübersteht, wenn kein drängendes politisches Interesse besteht.

Die «humanitäre Intervention» im ursprünglich angedachten Sinn würde Sicherung der Bevölkerung auch auf dem Boden, und das heisst mit Bodentruppen, erfordern. Davor schreckt man verständlicherweise zurück und konzentriert sich auf Luftschläge. Diese ziehen stets – ungewollt oder auch sehr gewollt – die Zivilbevölkerung in Mitleidenschaft.

Perfiderweise nutzt nun Russland ohne jede humanitäre Zielsetzung diese Interventionsformel, um den Assad-Truppen die Rückeroberung von Gebieten zu ermöglichen, die bisher unter Verfügungsgewalt der Opposition waren. Das schwächt deren Position auch in den diplomatischen Verhandlungen.

Werden Menschen aus Aleppo weggebombt, sind viele nicht über ihre Vertreibung, sondern über ihr allfälliges Ankommen bei uns entsetzt.

Während wir uns zu Recht über die russische Intervention in der europäischen Ukraine aufhalten, sind wir weniger berührt, wenn Schlimmeres im nichteuropäischen Syrien geschieht. Werden Menschen aus Aleppo weggebombt, sind viele nicht über ihre Vertreibung, sondern über ihr allfälliges Ankommen bei uns entsetzt.

Das russische Draufgängertum mit geächteten Streubomben läuft den Westmächten den Rang ab. Gestoppt oder umgelenkt könnte es nur werden, wenn Russlands Hauptinteresse, die Sicherung seiner langjährigen Stützpunkte auf syrischem Territorium (Latakia und Shayra), auch in einer Nach-Assad-Ära akzeptiert würde.

Es stellt sich die ewig wiederkehrende Frage, was für wen das kleinere Übel ist. Als Zaungäste der internationalen Politik haben wir dazu nichts zu sagen, aber wir sollten wenigstens eine Meinung zu den verschiedenen Optionen haben und zu dem, was sich schliesslich durchsetzt.

tageswoche.ch/+trvsr

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Die neue Kuppel soll kommen, die Garage bleiben, und das Acqua zieht temporär aufs Schiff. Zeit für ein Gespräch mit dem Mann im Mittelpunkt des Rummels: Simon Lutz.

«Die Kuppel ist mein teures Hobby»

von Marc Krebs

Simon Lutz hat sich lange zurückgehalten mit Infos zu seinem Engagement auf dem Schiff und Details zur Kuppel-Stiftung, die den Neubau garantieren soll. Noch immer ist nicht alles unter Dach und Fach. Dennoch sah sich Lutz am Dienstag zu einer Medienmitteilung zur Zukunft der Kuppel gezwungen. Welche Freiheit er behält, welche er aufge-

ben muss, warum er sich schwer damit tat und was ihm mit dem Schiff vorschwebt: Antworten gibt er in einem Gespräch im Acqua, umgeben von Baustellen.

Simon Lutz, warum haben Sie so lange zugewartet, bis Sie Informationen zum Schiff und zur Kuppel preisgaben?

Weil lange Zeit noch nicht alles spruchreif war – und weil bei diesen Projekten auf verschiedene Umstände Rücksicht genommen werden muss.

Sie haben durch Ihre Zurückhaltung Gerüchte begünstigt, die neue Kuppel würde nicht mehr zustande kommen.

Damit muss ich leben. Aber sie ist auf gutem Wege, die neue Kuppel, das kann ich definitiv sagen. In den letzten Monaten mussten formelle, bauliche und inhaltliche Fragen geklärt werden. Das Projekt wurde überarbeitet – und wird es noch immer.

Möglich wird der Bau durch eine Spende von fünf Millionen Franken. Wer steckt dahinter?

Ein guter Engel – der nicht namentlich genannt werden möchte.

Die neue Kuppel planen Sie seit über 15 Jahren. Warum dauert das so lange?

Die bauliche Planung war nicht einfach, ebenso die Finanzierungsfrage – und damit verbunden der Ablöseprozess, mit dem ich gerungen habe.

Was genau fiel Ihnen denn so schwer?

Zu akzeptieren, dass die Kuppel nicht meine persönliche Spielwiese ist. Sie müssen verstehen: 25 Jahre lang konnte ich als Kulturpirat schalten und walten, wie ich wollte. Die Kuppel ist also fast schon mein Lebensprojekt. Als seitens der Geldgeber eine nachhaltige, zweckgebundene Verwendung der Spende gefordert wurde, tat ich mich schwer damit, ich war anfänglich auch nicht der Kooperativste. Es dauerte, bis ich mir sicher war, dass diese Form nun die richtige Lösung ist, sodass das ganze Projekt zum Fliegen kam. Heute stehe ich hundertprozentig hinter dem Entscheid.

Die Kuppel als Stiftung zur Förderung der Jugend- und Alternativkultur.

Genau. Dass man das sicherstellen wollte, dafür habe ich grosses Verständnis. Ohne solche Vorgaben könnte ich auch ein Striplokal oder ein Discountgeschäft eröffnen.

Wer nimmt neben Ihnen Einsitz in der Stiftung?

Der Anwalt Stephan Werthmüller und ich haben mit Sebastian Kölliker vom JKF und Tobit Schäfer vom RFV zwei Leute in die Stiftung geholt, die Garanten sind für die Erfüllung des Stiftungszwecks.

Müssen Sie inhaltlich Rechenschaft ablegen?

Wir müssen den Stiftungszweck erfüllen, es gibt einen Programmrat, der dem Stiftungsrat zur Seite steht. Und darin bin ich nicht der Einzige. Ich werde also nicht mehr im Alleingang entscheiden.



«Es fiel mir schwer zu akzeptieren, dass die Kuppel nicht meine persönliche Spielwiese ist.»

ANZEIGE

**SCALA
BASEL**

LEBEN

Mensch und Medizin aus anthroposophischer Sicht

Mittwoch 24. Februar 2016, 20 Uhr
Weisheit und Demenz
 Formen des Alterns in
 Gesundheit und Krankheit
 Dr. med. Christian Schopper

Mittwoch 2. März 2016, 20 Uhr
**Vom Geheimnis der Organe
 im Lebenslauf**
 Dr. med. Olaf Koob

Mittwoch 9. März 2016, 20 Uhr
**Schmerz verstehen –
 Schmerz behandeln**
 Welchen Beitrag leistet die
 Anthroposophische Medizin
 in der Schmerztherapie?
 Dr. med. Matthias Girke

Ort SCALA BASEL, Freie Strasse 89, Basel

Veranstalter

Mit Unterstützung von:



Wenn nicht noch Keltengräber entdeckt werden, sollte es mit der neuen Kuppel nun endlich vorwärts gehen.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Sie sind ja nicht nur den Mäzenen gegenüber in der Pflicht, sondern auch dem Kanton, zumindest moralisch: Sie haben hier ein Baurecht an bester Lage.

Moralisch fühle ich mich verpflichtet, juristisch wäre ich es aber nicht. Die Kuppel hat die Stadt nie um finanzielle Unterstützung gebeten. Ich habe immer alle Rechnungen und Löhne selber bezahlt und sämtliche Probleme selber gelöst. Andere erhalten jährlich Subventionen für ähnliche Betriebe, haben ein Sicherheitsnetz. Daher finde ich nicht, dass ich besonders dankbar sein müsste, denn ich trug hier das Risiko ganz alleine. Man könnte also genauso gut sagen, dass die Stadt eine moralische Verpflichtung hat, die Kuppel zu unterstützen. Man könnte mir ja netterweise auch ein Denkmal errichten... (lacht)

Naja, Sie führen diese Betriebe doch nicht, weil Sie Pestalozzi sind ...

Nein, wenn schon, dann bin ich Pestaluzzi! (lacht)

Und Projekte wie die Restaurants Acqua und Baracca werfen Geld ab.

Hoffentlich. Die Kuppel ist daneben das teure Hobby, das man sich aus Leidenschaft leistet.

Kann die Kuppel ohne kommerzielle Veranstaltungen überleben?

Nein, aber kommerziell ist ein schwer definierbarer Begriff. Wir werden eine höhere Zuschauerkapazität haben, bis zu 700, können also in Zukunft auch grössere Konzerte durchführen. Und wir werden mit manchen Veranstaltungen auch Defizite wettmachen, so wie bisher. Zum Beispiel Züri West: Sie spielten hier jeweils dank der Zuneigung zu unserer Konzertverantwortlichen Stefanie Klär und ihrer Liebe zur Kuppel. Aber eigentlich ist die alte Kuppel zu klein und nicht für solche Bands ge-

macht. Die Garderobe hat die Grösse einer Besenkammer. Mit dem Neubau und der verbesserten Infrastruktur wird die Kuppel attraktiver für grössere Künstler.

Sie haben Stefanie Klär erwähnt, Ihre langjährige Mitarbeiterin im Konzertbooking. Wird Sie für Kontinuität sorgen in der neuen Kuppel?

Ich würde es mir wünschen und mich freuen, wenn Steffi Klär und auch Jennifer Jans eine Funktion hätten in der neuen Kuppel. Doch zuerst müssen wir von der alten Kuppel Abschied nehmen und wohl auch die eine oder andere Träne vergiessen.

Was Sie künftig für sich behalten werden, sind das Ristorante Acqua und der Club Garage.

Stimmt. Die juristische Entflechtung der Betriebe haben wir bereits vorgenommen.

Was passiert denn mit der Garage?

Sie wird weiter existieren, aber vielleicht nicht im gleichen Gemäuer. Das schauen wir derzeit bei der Überarbeitung an.

Und das Acqua lagern Sie auf das Schiff aus. Warum?

Weil hier ab Mai alles Baustelle sein wird und wir den Gästen keinen sicheren Zugang zum Acqua mehr gewähren können. Das hat sich erst in jüngerer Zeit herausgestellt, zum Glück können wir nun ins Exil, mit dem Personal, mit dem Interieur. Nach circa einem Jahr kehren wir dann wieder hierher zurück.

Für die Pacht des Schiffs haben Sie mit Agi Isaku vom Nordstern eine neue AG gegründet. Tanzen Sie dadurch nicht auf zwei Hochzeiten?

Nein, die Aufgabenteilung ist klar: Das Schiff wird zweite Heimat für den Nordstern. Agi macht dort den besten Club der Schweiz, wenn nicht der Welt. Das Programm ist elektronisch und unterscheidet

sich wie bis anhin von jenem in der Kuppel. Nordstern ist ein Technoclub. Ich kümmerge mich auf dem Schiff um die Gastronomie.

Im neuen Café Singer sind Sie ebenfalls involviert, beratend, wie in der BaZ betont wurde. Weil Sie mit Ihren vielen Engagements die Geldgeber verwirren könnten?

Nein, weil ich klar priorisieren möchte. Im Singer war ich bei der Konzeption und Umsetzung beratend involviert. Ein Auftrag, der nicht im Ansatz so viel Zeit in Anspruch nimmt wie die Aufgaben hier im Nachtigallenwäldli.

Zurück zum Kuppelareal: Noch haben Sie das Baugesuch nicht eingereicht.

Wir sind auf sehr gutem Weg. Funktionalität und Kosten mussten neu berechnet werden. Jetzt stehen wir kurz vor dem Ziel, was die Finanzierung und das Baugesuch angeht. Uns wäre es eben lieber gewesen, die Medien zu informieren, wenn wirklich alle offenen Fragen ausgeräumt sind.

Wie geht es nun weiter?

Wir haben in der Kuppel Programm bis Anfang April, dann wird alles demontiert und ausgeräumt und vieles an einem grossen Flohmarkt verkauft. Nach Pfingsten wird die Kuppel abgerissen. Danach findet eine Altlastenbereinigung statt.

Und wenn man beim Baggern feststellt, dass hier die Kelten gehaust haben? Fürchten Sie einen solchen Fund?

Nun, wenn es eine Verkeltung gäbe, also Skelette gefunden würden, könnte sich tatsächlich alles verzögern. Aber das wäre dann nicht mehr meine Schuld.

tageswoche.ch/+kwra9

×

Auf den ersten Blick spricht der Titel der neuen Ausstellung im Museum Tinguely Bände: «Prière de toucher», zu Deutsch: «Bitte anfassen». Man freut sich: Endlich mal grosse Kunst ohne Berührungsverbot! Finger ran an die Kunst! Duchamp-Busen ahoi! Letzteres bezieht sich auf den famosen Einband des Ausstellungskatalogs zu «Le Surréalisme en 1947», für den Marcel Duchamp eine realistisch geformte Frauenbrust aus Schaumstoff fabrizierte und dessen Titel Pate für die Ausstellung im Museum Tinguely stand: «Prière de toucher».

Nach der geruchsintensiven Ausstellung «La belle Haleine – Der Duft der Kunst» im letzten Jahr widmet sich das Tinguely-Museum nun also dem Tastsinn, dem wohl existenziellsten aller menschlichen Sinne. Vage schwingen Erinnerungen an Berichte russischer Experimente mit Säuglingen mit, die nach Monaten sensorischer Deprivation grosse Schäden erlitten hatten. Der Tastsinn ist verbunden mit Geborgenheit, Sinnlichkeit und Vertrauen, genauso wie mit Schmerz und Unbehagen.

Eine vielversprechende Mischung also, verstärkt durch die verheissungsvollen Werke, die man im Vorfeld in der Pressemappe sieht: Duchamps besagte Schaumstoff-Brust, eine unheimliche Skulptur der kubanischen Künstlerin Tania Bruguera, die gänzlich aus Dreck und Nägeln zu bestehen scheint, dazu noppige Naturlatex-Arbeiten der Österreicherin Renate Bertlmann, eine monströse kafkaeske Foltermaschine des Berner Kurators Harald Szeemann und als Sahnehäubchen ein Roboter des Kanadiers Louis-Philippe Demers, der vollautomatisch die Zuschauer begripscht.

Kurzum: Gute Aussichten. Auf zur umfassenden Tuchfühlung!

Sagenumwobener Busen

Die anfängliche Vorfreude schwindet leider bereits im Foyer. Kurator Roland Wetzel spricht bei Kaffee und Silbersandwichs von 220 Werken von 70 Künstlern in 22 Räumen. Okay, denkt man, ganz alle Werke kann man wohl nicht anfassen. Dann sagt er, dass Berühren genauso Berührt-Werden im übertragenen Sinn bedeuten kann. Okay, denkt man, vielleicht kann man nur die Hälfte der Werke anfassen. Dann: «Können Kunstwerke auch ohne direkten physischen Kontakt zum Betrachter dessen Tastsinn ansprechen?» Okay, denkt man, schade.

Und dann betritt man die Ausstellung. Sie ist wie angekündigt riesig. Von Kupferstichen aus dem 17. Jahrhundert, die den Tastsinn als Allegorie zeigen, über Filippo Tommaso Marinettis Tattilismo-Manifest von 1921 zu den fingerabdrucklastigen Polaroidfotografien von Marina Abramović und Ulay aus den 70ern bis hin zu zwölf fantastischen Masken des jungen brasilianischen Künstlers Pedro Wirz.



Eins der wenigen Werke, die man berühren darf.

FOTOS: ELENI KOUGIONIS

Museum Tinguely

In der neuen Ausstellung im Museum Tinguely geht es um den Tastsinn. Anfassen darf man aber fast nichts.

Berühren und Berührtsein

Auch der sagenumwobene Busen findet sich in der Ausstellung, sauber verstaubt hinter einer fetten Glaswand. Klare Ansage, die auf 90 Prozent aller ausgestellten Werke zutrifft: Anfassen verboten. Da hilft nur eins: Tastkino im Kopf. Bertlmanns Naturlatex-Nippel beispielsweise eignen sich hervorragend für diverse Brainstorms.

Überwältigender Abschluss

Brugueras Gruselfigur triggert lang ver-gessene Horrorfilmabende als Teenager, wohliger verängstigt hinter der Decke, das damalige Frösteln so präsent, als wärs gestern gewesen. In diesen Momenten muss man Herrn Wetzler recht geben: Ertasten muss nicht nur über den Tastsinn erfolgen.

Letztlich ist es umso schöner, wenn es das tut. Und dafür gibt es in «Prière de toucher» dann doch ein paar spektakuläre Werke, bei denen Anfassen gestattet ist. Louis-Philippe Demers' Roboter zum Beispiel, der mit seltsam zarten Bewegungen

die Körper der Besucher abtastet. Oder «Univers» des Schweizers Augustin Rebetez – ein monumentaler Voodoo-Palast voller skurriler Figuren, Glücksräder, Radiatoren, blinkender Lichter und gespenstischer Fratzen, in dem man sich locker eine halbe Stunde lang verlieren kann.

Allen voran und unangefochten steht jedoch eine auf den ersten Blick unscheinbare Skulptur aus den 50er-Jahren: Yves Kleins «Sculpture tactile», ein weisser Kubus mit dunkler Öffnung.

Was man hier erlebt, ist so ergreifend intim, dass sich der ganze Berührungsgroll auf einen Schlag in Luft auflöst. Eine kleine Öffnung, die all das, was uns «Prière de toucher» in diesen erschlagenden 22 Räumen vermitteln wollte, in einer Berührung zusammenfasst: Geborgenheit, Sinnlichkeit, Unbehagen. Tastsinn in seiner reinsten Form. Der überwältigende Abschluss einer etwas zu überwältigenden Ausstellung.

tageswoche.ch/+42yu6

Konzert



Die Aeronauten im Hirscheneck

Die Schaffhauser Band Die Aeronauten hat noch immer Sinn für Humor: In ihrem Clip «Otto's kleine Hardcore Band» kurvt eine angejahrte Punkband unerschütterlich ihre Runden durch die «Hundsverlochten» dieser Lande. «Und der Himmel brennt, als die Band anfängt, sie spielen ein Lied, das jeder kennt», heisst es da. So ist das auch mit den Aeronauten, die man auch nach 25 Jahren noch immer gerne hören will.

Hirscheneck, Basel. Samstag,
13. Februar, 22 Uhr.
• hirscheneck.ch

Theater

Boris Nikitin in der Kaserne

«Das Vorsprechen» zeigt junge Schauspiel-schul-Absolventen kurz vor ihrem Berufseintritt. Der Basler Regisseur Boris Nikitin setzt dabei dieses Ritual des Vorsprechens vor Intendanten in einen neuen Kontext: Wie schaut man richtig? Und wessen Urteil stimmt am Ende? In einer Verkaufssituation, in der nichts dem Zufall überlassen ist, wird eine Fiktion feilgeboten: das best-mögliche Spiel.

Kaserne, Basel. Freitag/Samstag,
12./13. Februar, 20 Uhr.
• kaserne-basel.ch



Der Roboter darf, die Autorin nicht: Louis-Philippe Demers' Roboter tastet ab.

Kinoprogramm

Basel und Region 12. bis 18. Februar

ANZEIGEN

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **BIBI & TINA – MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [4/4 J]
FR-SO: 15.00^D
- **DEADPOOL** [16/14 J]
21.00–FR-SO: 15.00/18.00^{E/diff}
- **DIRTY GRANDPA** [16/14 J]
21.00–FR-SO: 18.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **HELLO I AM DAVID!** [12/10 J]
FR-SO: 12.10^{E/d}
- **LA BUENA VIDA** [10/8 J]
FR/SA: 12.10^{Ov/d}
- **VIRGIN MOUNTAIN – FUSI** [12/10 J]
FR/SA: 12.15^{Isländisch/d}
- **ALS DIE SONNE VOM HIMMEL FIEL** [12/10 J]
FR-SO: 12.20^{D/Jap/diff}
- **SWING IT KIDS** [6/4 J]
FR/SA: 12.30–SO: 11.00^{Dialekt/diff}
- **SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR-SO: 13.45/16.15^{Dialekt}
- **DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
FR-SO: 14.00/18.40/21.10^D
- **HEIDI** [0/0 J]
FR-SO: 14.00/18.15^{Dialekt}
- **NICHTS PASSIERT** [14/12 J]
FR-SO: 14.10/20.45^D
- **COMME UN AVION** [12/10 J]
FR-SO: 14.15^{F/d}
- **LA LOI DU MARCHÉ** [16/14 J]
FR-SO: 16.00/20.30^{F/d}
- **THE DANISH GIRL** [12/10 J]
FR-SO: 16.00/18.45/21.00^{E/diff}
- **SUFFRAGETTE** [12/10 J]
FR-SO: 16.15/18.30/20.45^{E/diff}
- **JANIS: LITTLE GIRL BLUE** [12/10 J]
FR-SO: 16.30^{E/diff}
- **CAROL** [14/12 J]
FR-SO: 18.30–SO: 11.45^{E/diff}
- **ROBINSON CRUSOE** [0/0 J]
SO: 12.30^D
- **VON MO-MI BLEIBEN DIE KULT.KINOS GESCHLOSSEN**

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
FR/SA: 13.45/18.15
SO: 11.15/18.00^{Dialekt}
- **DIE SCHWALBE** [10/8 J]
FR/SA: 14.00/20.30
SO: 13.30/20.15^{D/diff}
- **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
FR/SA: 15.45/20.15
SO: 15.30/20.00^{Ov/diff}
- **ICH BIN DANN MAL WEG** [8/6 J]
FR/SA: 16.15–SO: 15.45^D
- **AN – VON KIRSCHBLÜTEN UND ROTEN BOHNEN** [6/4 J]
FR/SA: 18.10
SO: 11.00/17.45^{Jap/diff}
- **LE TOUT NOUVEAU TESTAMENT** [8/6 J]
SO: 13.15^{F/d}
- **VON MO-MI BLEIBEN DIE KULT.KINOS GESCHLOSSEN**

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **HEIDI** [0/0 J]
13.30^{Dialekt}
- **DIRTY GRANDPA** [16/14 J]
15.50–FR/SO/DI: 18.00
FR/SA: 22.20–SA/MO/MI: 20.10^D
FR/DI: 20.10
SA/MO/MI: 18.00^{E/diff}
- **THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
SO: 20.10/0.15^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **DIE WILDEN KERLE: DIE LEGENDE LEBT** [6/4 J]
FR-SO: 14.00^D
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
FR-SO: 14.30/17.30^{Dialekt}
- **THE REVENANT** [16/14 J]
20.30–FR-SO: 17.00^{E/diff}
- **THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
20.00^{E/diff}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SOLARIS**
FR: 21.00^{Russ/d}
- **THE WILD EAST**
SA: 21.00^{Russ/e}

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **TSCHILLER: OFF DUTY** [16/14 J]
FR-SO: 10.30–FR/SA: 0.00
SO: 23.50^D
- **THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
FR-SO: 10.40
FR-SO/DI: 14.00/17.15
FR/MI: 20.30–FR/SA: 23.45
MO/MI: 12.30/15.45^D
17.20–FR-SO: 23.00
SA/DI: 20.30–MO: 20.00^{E/diff}
- **DEADPOOL** [16/14 J]
20.20–FR/SO/DI: 13.20/18.00
FR/SO: 22.40–FR: 1.05
SA: 10.50–SA/MO/MI: 15.40
SO: 1.00^D
20.40–FR/SO: 10.50
FR/SO/DI: 15.40
SA/MO/MI: 13.20/18.00
SA: 22.40/1.00^{E/diff}

- **ROBINSON CRUSOE – 3D** [0/0 J]
12.50–FR-SO: 10.50^D
- **DIE WILDEN KERLE: DIE LEGENDE LEBT** [6/4 J]
FR: 10.55/13.10/15.25
SA/SO: 10.45 SA-MI: 13.00/15.15^D
- **ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
13.10/15.15–FR-SO: 11.00^D
- **GÄNSEHAUT** [10/8 J]
FR-SO: 11.10^D
- **GÄNSEHAUT – 3D** [10/8 J]
13.20/15.30^D
- **WIE BRÜDER IM WIND** [6/4 J]
FR/SO: 11.15–SA/DI/MI: 13.30^D
- **BIBI & TINA – MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
13.15/15.40^D
- **SEBASTIAN UND DIE FEUERRETTER** [6/4 J]
FR/SO/MO: 13.30–SA: 11.15^D
- **SISTERS** [14/12 J]
15.00–FR/SO/DI: 17.30
FR/SO: 22.30–FR: 1.00
SA/MO/MI: 20.00–SA/SO: 1.05^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.30–SA: 22.30^{E/diff}
- **RIDE ALONG: NEXT LEVEL MIAMI** [12/10 J]
20.15–FR/SA/MO-MI: 15.45
FR-SO: 22.30/0.50
SA-MI: 18.00^D
- **THE REVENANT – DER RÜCKKEHRER** [16/14 J]
FR: 17.40–SA/MO/MI: 20.40
SO/DI: 17.30^{E/diff}
FR: 20.50–SA/MO/MI: 17.30
SO/DI: 20.40^D
- **DADDY'S HOME. EIN VATER ZU VIEL** [6/4 J]
17.50^D
- **QUO VADO?** [10/8 J]
FR: 18.00–SO: 15.45^{Id}
- **STAR WARS: DAS ERWACHEN DER MACHT – 3D** [12/10 J]
FR-DI: 18.00^D
- **CREED – ROCKY'S LEGACY** [12/10 J]
FR-SO/DI/MI: 20.00
FR/SA: 22.45–FR: 1.30 SA: 1.35–SO: 22.40/1.20^D
- **POINT BREAK – 3D** [12/10 J]
FR-DI: 20.45 FR-SO: 23.10/1.30–MI: 18.00^D
- **DIRTY GRANDPA** [16/14 J]
SO: 20.30/22.45/1.00^{E/diff}
- **SCHNITZELBÄNGG**
MO/MI: 19.15^D

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **CAROL** [14/14 J]
FR: 16.15^{E/d}
- **VINCERE** [0/0 J]
FR: 18.30^{Ve}
- **PAT GARRETT & BILLY THE KID** [16/14 J]
FR: 21.00–SO: 15.15^{E/d}
- **SALTO NEL VUOTO**
SA: 15.15^{Id}
- **ALL THAT HEAVEN ALLOWS** [12/10 J]
SA: 17.30^{E/d}
- **I PUGNI IN TASCA** [16/18 J]
SA: 20.00^{Id}
- **POISON** [16/14 J]
SA: 22.00^{E/d}
- **SANGUE DEL MIO SANGUE** [16/16 J]
SO: 13.00^{Id}
- **FRANK** [12/10 J]

- SO: 17.30^{E/d}
- **BRIEF ENCOUNTER** [12/10 J]
SO: 20.00^{E/d}
- **MO-MI WEGEN DER BASLER FASNACHT GESCHLOSSEN**

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **BROOKLYN** [4/4 J]
FR-SO: 14.30/17.15/20.00^{E/diff}

FRICK **MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR: 18.00^{Dialekt}
- **ICH BIN DANN MAL WEG** [8/6 J]
FR/SA: 20.15^D
- **ROBINSON CRUSOE – 3D** [0/0 J]
SA: 13.00^D
- **HEIDI** [0/0 J]
SA: 15.00^{Dialekt}
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
SA: 17.30^{Dialekt}
- **BETRIEBSFERIEN VOM 14. BIS 23. FEBRUAR**

LIESTAL **ORIS**
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

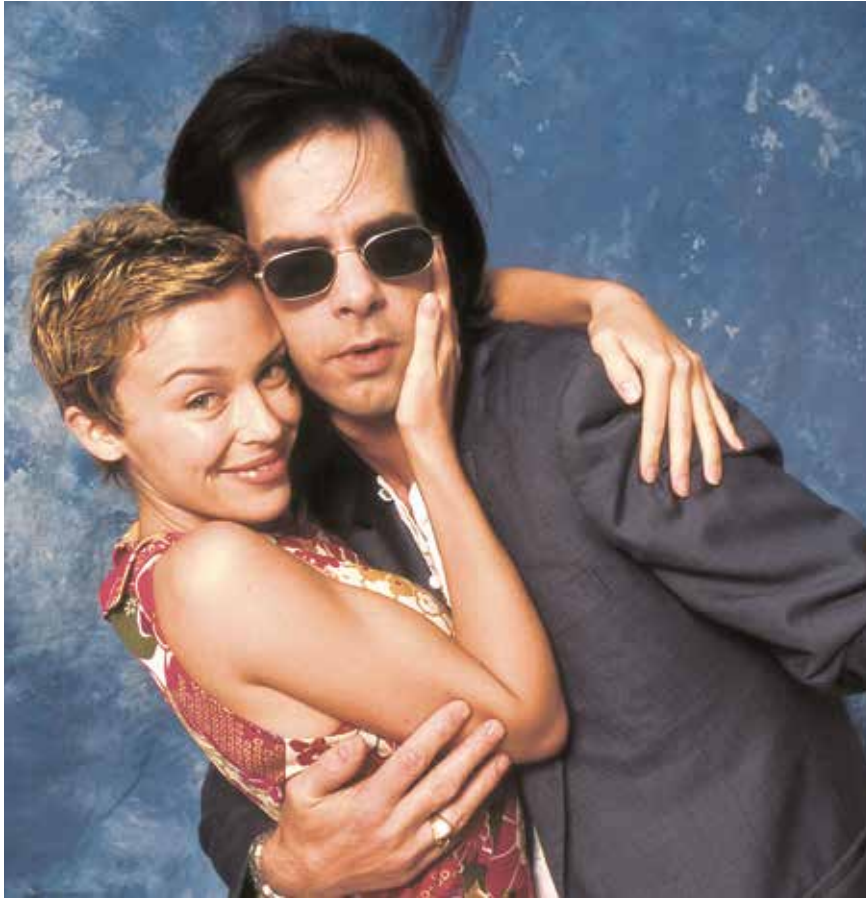
- **BIBI & TINA – MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
FR/SA: 13.00^D
- **ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
FR/SA: 15.30^D
- **HEIDI** [0/0 J]
FR/SA: 17.30^{Dialekt}
- **THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
FR/SA: 20.00^D
- **FASNACHT – DAS KINO BLEIBT BIS MI 17.2.16 GESCHLOSSEN**

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- **SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/SA: 15.30^{Dialekt}
- **DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
FR/SA/MO: 18.00^D
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 20.15^{Dialekt}
- **SEBASTIAN UND DIE FEUERRETTER** [6/4 J]
SA: 13.15^D
- **AN – VON KIRSCHBLÜTEN UND ROTEN BOHNEN** [6/4 J]
DI: 18.00^{Jap/d}
- **HELLO I AM DAVID!** [12/10 J]
MI: 18.00^{E/d}

SISSACH **PALACE**
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **ALVIN AND THE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
FR-SO: 12.30^D
- **DIE WILDEN KERLE: DIE LEGENDE LEBT** [6/4 J]
14.30^D
- **SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/SO: 16.30^{Dialekt}
- **NICHTS PASSIERT** [14/12 J]
18.30^D
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
20.30^{Dialekt}
- **HEIDI** [0/0 J]
SA/MO-MI: 16.30^{Dialekt}
- **DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
SO: 10.30^D



Dank Popstar Kylie wurden Caves Mordballaden zu Chartstürmern.

FOTO: DIMEX

Kultwerk #217

Vor 20 Jahren widmete sich «Murder Ballads» ein gespenstisch schönes Album lang dem Mord und Totschlag.

Die Gewaltfantasien des Nick Cave

von Andreas Schneitter

Am Ende liegen sie erstochen in ihrem Blut, erwürgt in ihren Laken, oder (Duettpartnerin Kylie Minogue) erschlagen am Fluss, wo die wilden Rosen blühen. 65 Menschen verlieren im Verlauf der zehn «Murder Ballads» ihr Leben, gewaltsam, aber kaum einer bei einem Raub. Sie werden ermordet aus Liebe, aus Vergeltung oder aus der blossen Lust am Töten. Und aus der Einsicht, dass früher oder später sowieso jeder hinüber muss; Gott vergeltet, warum also nicht früher.

Vom Tod hat Nick Cave immer wieder geschrieben, davor und danach, aber mit diesem Album machte er die Ballade zu seiner literarischen Form. Zuvor hat der Songwriter aus der australischen Wüste mit seiner früheren Band The Birthday Party einen explosiv-kaputten Sound des Voodoo-Jazz-Punk-Blues geschaffen.

Bei The Birthday Party und auch in den ersten zehn Jahren mit der Nachfolgebänd The Bad Seeds hallte noch die dystopisch aufgeladene Kakophonie des Postpunk nach. Cave sang wie ein entflammter Prophet aus den alttestamentarischen Büchern von Zorn und Zerstörung, die über die verkommene Welt hinwegfegen würden. «In jungen Jahren glaubte ich an Gott – und zwar an einen böartigen Gott», schrieb Cave in seiner Einleitung zum Evangelium nach Markus.

Bibel- und Legendenanklänge

An einen Gott, der rachsüchtig die Menschen plagt und das Böse in sie hineinpflanzt, auf dass sie sich gegenseitig zerfleischen. «Aber man wird älter. Man lernt zu vergeben, sich selbst und der Welt.» Nick Cave entdeckte Christus, nicht den anbetungswürdigen, gottgleichen Menschensohn, sondern

den Christus nach Markus, der die Menschheit aus ihrer Leere reissen wollte und dafür ans Kreuz geschlagen wurde. Da wandelte sich Caves Ton. «Christus verstand, dass unsere Mediokrität uns als Menschen für immer am Boden festhalten würde, und durch sein Beispiel gab er unserer Vorstellungskraft die Freiheit zu fliegen», schloss er seinen Evangelienkommentar.

Das letzte Stück auf «Murder Ballads» klingt versöhnlich aus, ohne dass Blut vergossen wurde.

Man muss die Gewaltfantasien, die Cave in seinen Balladen von der Kette lässt, vor diesem Hintergrund hören: Als literarische Form steht die Ballade den kollektiven Erzählungen nahe, den Mythen und Ammenmärchen. Caves Lieder sind voll solcher Untertöne, sie arbeiten mit Bibel- und Legendenanklängen, lassen Figuren wie das Mädchen Loretta auftreten, das eine ganze Stadt umbringt, oder die arme Mary Bellows, die nur einmal den Ozean sehen möchte, jedoch an den falschen Mann gerät. Figuren, Mörder wie Opfer, die sich im Strom von Verlangen und Schmerz verlieren, ohne dass einer sich dagegen stemmen kann.

Geborgenheit für die arme Seele

«All God's children they have to die», singt Bänkelsänger Cave im Schwung eines Volksfestes, als riefte Gevatter Tod selbst zum Tanz. Die Vorstellungskraft, der seine archaischen Figuren entsprungen sind, die Rekurse auf die Bibel, die britische Gothic Novel, auf Miltons «Das verlorene Paradies», auf den Groschenroman ebenso wie auf den Sagenschatz der Alten – sie suggerieren eine Literatur, die der armen Seele Geborgenheit geben soll.

An der Wiener Schule für Dichtung hielt Cave einst zwei Vorlesungsreihen über das Liebeslied, folgend dem Grundsatz, dass auch der melancholische Lovesong herangeworfen werden müsse an die Gestade des Absurden, des Obsessiven, des Wahnsinnigen – und nicht zuletzt der (sexuellen) Gewalt und der Ironie.

Die «Murder Ballads» folgen diesem Diktum: Neun Lieder lang lässt uns Cave an seinen Gewaltfantasien teilhaben, während die Bad Seeds eine wunderbar gespenstische Soundkulisse schaffen – um zum Schluss einen versöhnlichen Schlusspunkt zu setzen. «Death is not the end», heisst es da, der Chor trällert engelsgleich, Cave raunt zärtlich wie der liebe Gott anstelle eines Heroldes der Hölle. Und das Stück – im Original von Bob Dylan – klingt aus, ohne dass Blut vergossen wurde.

«The tree of life is growing where the spirit never dies», singt Cave. Die Menschen sind nicht verloren, solange sie etwas zu erzählen haben. Auch wenn es Mörderballaden sind.

tageswoche.ch/+qf446

×



Basler Fasnacht vor 125 Jahren, gezeichnet von Karl Jauslin. FOTO: ORTSMUSEUM MUTTENZ

Zeitmaschine

An der Fasnacht von 1891 warf die Schnaebelle-Clique einen Blick auf die USA und die Indianer.

Ein Indianer-Massaker als Fasnachtssujet

von Martin Stohler

Das Sujet gehört zur Fasnachts-Clique wie das «Drumme und Pfyffe». Als besonderer Blickfang wirken jeweils die Laternen. Das war schon vor 125 Jahren so, wie aus den Berichten der «Basler Nachrichten» von 1891 hervorgeht. Ob Pickelhaube, Kaffeemühle, Eisenbahn oder Indianerzelt – bei den Laternen liessen die Cliquen ihrer Fantasie freien Lauf. Die einen spielten auf Lokales an, die anderen auf nationale oder gar internationale Themen.

Eine Laterne in Form eines Petitionsbogens gefiel dem Berichterstatter der «Basler Nachrichten» besonders gut. Sie nahm eine Petition aufs Korn, mit der fromme Kreise das fasnächtliche Treiben haben einschränken wollen: «Ein köstliches Bild ist die Vorderseite, wo ein Mucker von einem Dummpeter und einer dekolletierten Tänzerin zur Fasnacht bekehrt wird.»

Eine ganz besondere Bewandnis hatte es mit der Indianerzelt-Laterne auf sich. Am 31. Dezember 1890 war in den «Basler Nachrichten» folgende Kurzmeldung zu lesen: «Eine Depesche aus Omaha sagt: Ein Gefecht hat stattgefunden bei Porcupine (rich-

tig: Porcupine, d. Verf.) zwischen Indianern und einer Truppenabteilung der Vereinigten Staaten. Die beiderseitigen Verluste sind beträchtlich. Es herrscht eine grosse Erregung in den reservierten Gebieten.»

Eine Präzisierung folgte in der Ausgabe vom 1./2. Januar 1891. Beim Gefecht vom 29. Dezember in Porcupine seien «75 amerikanische Reiter getötet oder verwundet und 110 indianische Krieger mit 250 Weibern und Kindern getötet» worden. Und weiter: «Wahrscheinlich sind nur noch 6 Kinder vom indianischen Kampf am Leben.»

«Geistertänze»

Das Massaker war das schreckliche Ende der «Geistertanz»-Bewegung, die im April 1890 in den Lakota-Reservaten begann und von Anführern wie Sitting Bull propagiert wurde. Mit den Tänzen verband sich die Hoffnung, die Geister der Ahnen und die einst grossen Büffelherden der Prärie würden zurückkehren. Viele der Tänzer trugen auch bemalte Hemden, die sie vor Gewehr kugeln schützen sollten.

Am 15. Dezember 1890 ordnete der Verwalter der Standing Rock Reservation, in

der Sitting Bull lebte, dessen Verhaftung an. Dabei wurde der 60 Jahre alte Häuptling per Kopfschuss getötet und viele Lakotas flohen in die Badlands. Unter ihnen: Häuptling Big Foot mit «Geistertanz»-Anhängern aus der Cheyenne Reservation. Die Armee stellte sie schliesslich, und Big Foot ergab sich. Als die Gruppe am 29. Dezember in der Nähe des Wounded Knee Creek entwapfnet werden sollte, fiel ein Schuss – und es kam zum Massaker.

In ihrer Ausgabe vom 4. Januar 1891 übernahmen die «Basler Nachrichten» eine Meldung, die die Schuld den Indianern zuwies. Darin heisst es: «Die scheinbare Kapitulation der Bande des Häuptling Grossfuss und die späteren Angriffe auf die Mannschaften des 7. Kavallerieregiments, während dieselben die Zelte nach Waffen durchsuchten, waren dem Vernehmen nach zwischen den Kriegern und den Indianerdoktoren verabredet, um die Wirksamkeit der «Geisterhemden» in der Abwehr von Kugeln zu erproben.»

Heute unvorstellbar

Die Schnaebelle-Clique, die im Februar an der Fasnacht laut «Basler Nachrichten» in ihrem «flotten Zug» auf den «Indianerkrieg und das Leben dieses dem Untergang verfallenen Volksstammes» anspielte, ging nicht direkt auf dieses Ereignis ein. Die Umsetzung des Sujets beschreiben die «Basler Nachrichten» so: «Reich kostümierte Indianer, Trapper, fromme Quäker, Neger, Medicin-men bildeten die Begleiter des Zuges, der sich (...) durch tüchtiges Trommeln hervorthat. – Ein indianischer Wigwam bildete die Laterne.»

Weitere Details lassen sich der vom Muttenzer Künstler Karl Jauslin gezeichneten Cortège-Übersicht von 1891 entnehmen. So «reitet» im Zug ein «Kunstschütze» mit, der Buffalo Bill ähnelt. Die Indianer teilen sich auf in solche, die «zivilisiert» sind, und andere, die diesen Schritt nicht gemacht haben. Unter Letzteren sieht man einen in ein Fell gehüllten Medizinmann und einen Pfeife rauchenden Häuptling. Das Indianerzelt, hinter dem der «Präsident der Republik» einherschreitet, wird – etwas überraschend – von vier Matrosen getragen.

Es ist kaum vorstellbar, dass heute ein derart schlimmes Ereignis wie das Massaker von Wounded Knee den Anstoss zur Wahl eines Fasnachtssujets geben könnte. Weniger befremdlich, wenn auch etwas überraschend, wirkt für uns Heutige der damalige Auftritt des Carneval-Comités Quodlibet. Dessen Wagen zierte eine riesige Sparbüchse, mit der das Carneval-Comité zur Sammlung für die Arbeitslosen aufrief. Mit Erfolg, wie die «Basler Nachrichten» später berichteten: «Manches Zehncentimesstück und mancher Franken fiel in die herungereichten Sammelbüchsen und wird zur Linderung von Noth Verwendung finden.»

tageswoche.ch/+jia5q

Mehr Bilder von Karl Jauslin sehen Sie im Ortsmuseum Muttenz.

Im Engadin kann man Gipfel erklimmen und Saunas verschwitzen. Doch im Hotel Arnica sollte man sich Zeit lassen, um in Arvenkissen und Panorama-Aussichten zu versinken.

Verschneite Tannen und idyllische Hochmoore

von Andrea Fopp

Ein Kinderbett hat in unserem Superior-Zimmer keinen Platz, heisst es in der Broschüre des Hotels Arnica. Es ist ja auch nur 32 Quadratmeter klein.

Die Kinder haben wir sowieso zurückgelassen, mit ihnen wäre die spektakuläre Aussicht auf den Piz Lischana und Piz Pisoc verschenkt. Die muss man in Ruhe geniessen, und zwar am besten mit einem Sprudelwein in der freistehenden Badewanne an der Glasfront.

Nun gut, die Badewanne habe ich mir bequemer vorgestellt. Der Kopf liegt irgendwie zu tief, um zu lesen, und ich weiss nicht so recht, wohin mit meinen Armen. Und als ich gerade genug Wasser eingefüllt habe, dass auch die Beine im Nassen sind, löst sich das Sicherheitsventil und das Wasser fliesst ab. Gemütlicher sind die bequemen Lounge-Sessel oder das Bett. Das Kissen riecht nach Wald, denn der neue Anbau des Arnica ist aus Arvenholz.

Zeitreise durch Vulpera

Am Samstagmorgen konsultieren wir die hoteleigene Tageszeitung mit Tipps für Tagesaktivitäten. Den Skisportplunder haben wir in Basel gelassen. Viel lieber machen wir die Wanderung an den Lai Nair. Wir überqueren den Inn, steigen zwischen verschneiten Tannen hinauf, durchqueren den Ort Vulpera mit seinen Gasthäusern und Pavillons, die uns eine Zeitreise ins frühe 20. Jahrhundert machen lassen.

Nach zwei Stunden tut sich vor uns die märchenhafte Hochebene des Lai Nair auf. Der Blick auf die verschneiten Berge ist so schön, dass wir dem Scuoler Lebensmittelladen verzeihen, dass er uns gummige Mohrenköpfe verkauft hat.

Nach einer weiteren Stunde sind wir wieder im Hotel. Am liebsten würden wir es uns im Bett bequem machen. Doch Kinder der Erlebnisgesellschaft, die wir sind, mussten wir natürlich einen römisch-irischen Durchgang im Bogn Engiadina buchen.

Zwei Saunagänge, zwei Dampfbäder, eine Massage und ein Hirschfilet im Restaurant Filli später fallen wir endlich in unser Arvenbett.

tageswoche.ch/+3h0qu

×

Ankommen

Im Hotel Arnica. Das Superior-Doppelzimmer mit Glasfront und Bergpanorama im Arven-Neubau gibts ab 130 Franken pro Person, die Doppelzimmer im alten Bau ab 94 Franken pro Person.

Ansteuern

Den Lai Nair. Eine schöne Rundwanderung führt in drei Stunden von Scuol zum Hochmoor und wieder zurück. Weitere Wandertipps gibt es im Hotel.

Abtauchen

Im Bogn Engiadina, den römisch-irischen Durchgang (44 Franken) unbedingt vorreservieren.

Abfahren

Im Skigebiet Motta Naluns. Die Tageskarte kostet 55 Franken.

Abfuttern

Im Thairestaurant Nam Thai oder im Restaurant Filli. Beide servieren Fleisch aus regionalen Metzgereien.

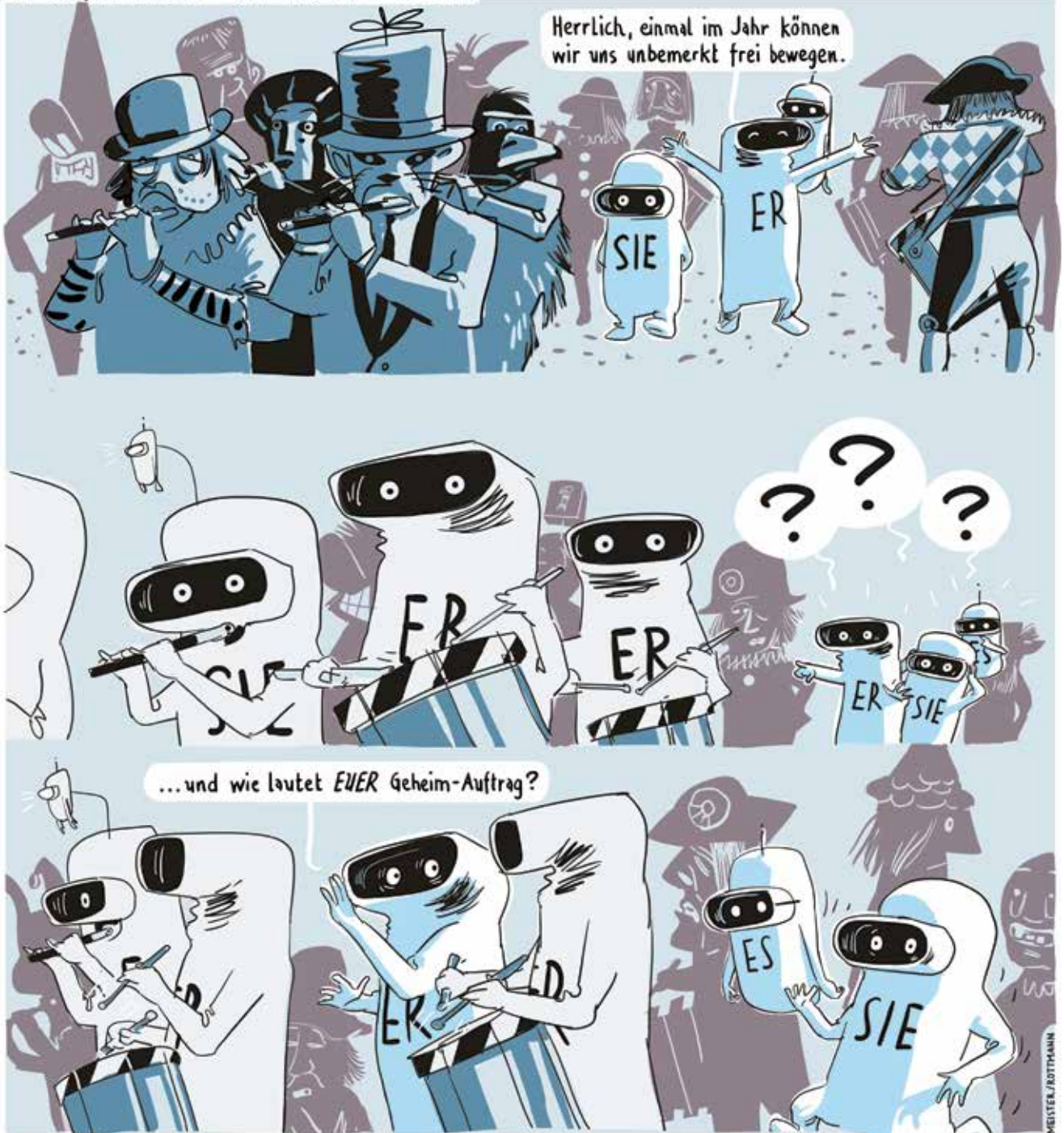


Beim Lai Nair lockt eine märchenhafte Hochebene.

FOTO: FLORIAN RAZ



IN DIESER WOCHE: WIR SIND NICHT ALLEIN.



Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 07;
verbreitete Auflage:
36750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Tino Bruni (Produzent),
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),

Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck, Yen Duong,
Naomi Gregoris
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spürgi, Andreas
Schwald, Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csonotos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Leserkart
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

NACHMIETER GESUCHT PER 16. APRIL IN ALLSCHWIL

Sonnige, helle 3,5-Zimmer-Wohnung, 75 m², teilrenoviert, 8. Stock, in Allschwil, Nähe Tram/Bus/Läden (zwischen Haltestellen Kirche und Ziegelei). Wunderschöne, freie Aussicht nach Osten, Süden und Westen. Parkplatz oder Einstellhallenplatz möglich.
Miete Fr. 1401.–, inkl. NK.

ARBEITSPLATZ IN BÜRO- GEMEINSCHAFT

Im Herzen der Basler Altstadt (Altbau) ist ein Arbeitsplatz in einer Bürogemeinschaft zu vergeben (Leonhartsstapfelberg 2).
Das Büro wird insgesamt von 3 Personen genutzt (unregelmässig anwesend). Es hat eine kleine Küche und WC/Bad zur Mitbenutzung.
Der Arbeitsplatz eignet sich für stille Arbeiten ohne Kundenkontakt. Fr. 200.– inkl.

INCANTO SUCHT SÄNGER/INNEN

Wer möchte mitsingen?
Incanto Chor/Orchester sucht Bass/
Tenor/Alt/Sopran
4./6. November 2016 (Basel/Arlesheim)

CO-WORKING-SPACE IN BASEL- HEUWAAGE!

Wir vermieten Arbeitsplätze für monatlich Fr. 400.–/700.– in loftigem Co-Working-Space mitten in Basel. Wir bieten grosszügige Arbeitstische, Domiziladresse, Copyshop-Flat (Fair Use), Internet-Flat, Coffee-Flat, Küche, Schliessfach vor Ort, Multimedia-Konferenzraum (LED TV 2m, Bose Soundbar, Apple-TV Set-Top-Box), 3-mal wöchentliche Reinigung, 24/7-Zugang (eigener Schlüssel) und Parkplatz (optional).

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

ASSISTANT: HR-SERVICES JACANDO MATCH, BASEL

- Administrative Abwicklung der Matchmaking-Prozesse
- Projektunterstützung: Korrespondenzen und Schnittstellenaufgaben
- Bearbeiten von schriftlichen und telefonischen Anfragen
- Erstellen von Präsentationen und Statistiken
- Unterstützung bei Verkaufs-Aktivitäten

HAUSHALTSHILFE, REINIGUNG EINFAMILIENHAUS, BASEL

Reinigen von Böden (Holz/Stein), Bädern und Toiletten etc. An zwei Tagen/Woche oder nach Vereinbarung.
Am 22.02.2016 um 9.30 Uhr, Fr. 156.–/6 Std.

UMZUGSHELFER, ALLSCHWIL

Ich benötige einen Umzugshelfer am Samstag, 2. April 2016, von Allschwil nach Thun. Ein weiterer Helfer plus der Kleintransporter sind vorhanden.
Fr. 192.–/6 Std.

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (M/W) – MUTTERSPRACHE FRANZÖSISCH

- Du unterstützt das Jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie sowie Customer Service
- Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht
- Du bist direkt beteiligt an dem Aufbau eines echten, innovativen Start-ups
- Du bist Teil eines gut eingespielten Teams mit entsprechendem strategischem und operativem Denken

Post CHAG

ANZEIGE



12 e mezzo Negroamaro del Salento IGP
Jahrgang 2014*
Auszeichnung: AWC Vienna 2014 Silbermedaille

8 x 25 cl

6 x 75 cl

4.95 Preis-Hit

29.70 Preis-Hit

Red Bull

8 x 25 cl

9.95 statt 13.60

Incarom Original Instantkaffee

2 x 275 g

8.95 statt 11.95

Wenger Taschenmesser
div. Arten und Funktionen
Evolution rot, 65 mm, 6.90 KKV 14.-
Evo Wood, 65 mm, 14.90 KKV 32.-
Evo Wood, 65 mm, mit Nagelknipser, 17.90 KKV 39.-

ab 6.90 Konkurrenzvergleich 14.-

Cailler Schoko-Branches

Trio-Pack (3 x 30 x 23 g)

26.90 statt 57.60

Cacharel Amor Amor
Femme
EdT Vapo 100 ml + EdT 30 ml

2-teilig

49.90 Konkurrenzvergleich 115.-

Vizir Pulver oder flüssig

12.90 Preis-Hit

Gillette
Rasierapparat: Hautschutz oder Chill
Klingen Proshield: Hautschutz oder Chill
Rasiergel: Hydrating

12.90 Konkurrenzvergleich 18.90

39.90 Konkurrenzvergleich 63.95

je 11 Klingen

2 x 200 ml

6.90 Konkurrenzvergleich 11.-

Zewa Toilettenpapier
3-lagig: Samtig, 4-lagig: Ultra Soft oder Deluxe
Mandelmilch, feucht: Deluxe Mandelmilch

4.50 Konkurrenzvergleich 7.50

2 x 42 Tücher

7.50 Konkurrenzvergleich 12.50

je 16 Rollen

je 83 WG

12.90 statt 27.90

OTTO'S SPORT ORIGINAL BRANDS

Nike Revolution
Runningschuhe, div. Farben

Damen, Gr. 38-42 je 49.- Preis-Hit

Herren, Gr. 41-45

Fila T-Shirt
Gr. S-XL, 100% BW, div. Dessins

12.90 Preis-Hit

Belowzero Berit Sweatjacke
Gr. S-XL, 65% BW, 35% Polyester, div. Farben

29.90 Konkurrenzvergleich 69.-

Riesenauswahl. Immer. Günstig.

ottos.ch